Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 31 — **Marburg i. H., den 30. Juli** — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vergib uns unsre Schuld — Wendts Darstellung der christlichen Lehre. 3. Der alte Glaube und die alten Probleme — Der Lebenskampf Herman Schells und seiner Freunde — Literaturbriefe. 18. Kaiserliche Kunstpolitik und die Stellung des Luthertums zu den „Aeußerlichkeiten" — Glut und Erquickung. Gedicht — Weltanschauungsfragen, Monismus und Keplerbund. Neuere Literatur. Schluß — Verschiedenes: Wesen und Bedeutung der Enzyklika (Kneib); Modernismus (Holl); Vorträge und Aufsätze zum Mädchenschulwesen (Wychgram); Vom Werte der Seelen (Malvery); Unsre Art (Algenstädt); Stark wie der Tod (Semmig); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vergib uns unsre Schuld

Dein Liebesfeuer,
O Herr! wie teuer
Wollt ich es hegen,
Wollt ich es pflegen.
Habs nicht geheget
Und nicht gepfleget,
War Eis im Herzen —
O Höllenschmerzen.
(Mörike)

Vor unserm Auge steht ein Bild, wie es nur ein Deutscher schaffen konnte: Dürer's „Ritter, Tod und Teufel." Tapfer und still reitet der „deutsche Ritter" zwischen den beiden Schreckgestalten. Auf seinem wetterharten Gesicht ruht neben der Tapferkeit ein tiefer Friede. Er hat schon gesiegt. Ueber die Beiden samt all' dem unheimlichen Gespensterwesen um sie her. Dennoch werden sie nicht von ihm weichen, bis in dem Stundenglase des Einen das letzte Sandkorn gefallen ist. Dann erst wird auch der Andre weichen. Der mit den Hörnern und Klauen, mit dem häßlichen Fratzengesicht. Wie deutlich wußten unsre Ahnen ihre Gedanken und Gefühle zu veranschaulichen! Diese Gestalt erschreckte uns noch in unsern Kinderträumen. Dann verflüchtigte sich das Bild und es kamen Zeiten, da wir nur ein Lächeln für die Teufelsvorstellung der Alten hatten. Bis wir einmal an uns selbst den heiligen Zorn und Schmerz erlebten, der sie schuf. Den Zorn über die Sünde, den Schmerz über das Unterliegen im ehrlichen Kampf mit ihr.

Dann lächeln wir nicht mehr.

Dunkle Stunden tauchen vor uns auf, Stunden weher Qual, namenloser Reue: die Schuld hat uns ihr Antlitz zugewandt; unter ihrem dämonischen Blick erlosch das Licht in uns, das dem göttlichen Licht entgegenlodert. Wußten wir, was wir in jenen Stunden taten? War's Schuld oder Unglück, was uns gebannt und besiegt hat? Theologen, Psycho- und Physiologen, Juristen und Psychiater zerbrechen sich den Kopf darüber und noch hat Keiner das letzte, entscheidende Wort gesprochen. Und wenn er's spräche, — es wäre wieder ein Wort — wie die Worte Schuld und Unglück. Ist nicht das Elend, das heiße Weh dasselbe, ob Krankheit oder Schuld sein Urheber ist? Jenes grenzenlose Weh, das uns dort einen klaffenden Abgrund zeigt, wo wir in unsern heiligsten Stunden die Brücke zu Gott sahen. Wir können ohne Gott nicht atmen und fühlen uns doch weltenweit von ihm getrennt. Da erwacht aus dem tiefsten Dunkel jenes Heimweh, das alle Schranken der Verzagtheit und des Zweifels überfliegt und sich vor dem Vater niederwirft:

Vergib uns unsre Schuld!

Dann wird es hell in uns. Freudiges Wollen, frisches Wagen baut die Brücke neu, bis wieder eine dunkle Stunde kommt, in der sie zusammenbricht. Warum das so kommt? Warum unsre Seele immer wieder jener Macht anheimfällt, welche wir hassen, gegen welche wir unabläßig kämpfen, kämpfen wie Verzweifelte? Ueber dies Rätsel bleibt ein Schleier gebreitet, solange wir auf Erden leben. Je öfter wir aber bitten: „Vergib uns unsre Schuld!" umsomehr lernen wir nicht nur die Sünde hassen, sondern auch die Sünder verstehen, bis wir sie lieben können. Mit einem fernen Abglanz jener Liebe, die aus einer sündlosen Seele rief: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun." Dieses Mitleid mit fremder Schuld, dies heilige Verstehen erwächst uns erst aus viel Kampf, aus tiefer Demut und aus der Seligkeit ohnegleichen, die uns überströmt, wenn die Schatten der Gottesferne verschweben:

Vergib uns unsre Schuld, — wie wir vergeben
unsern Schuldigern.

Th K

Wendts Darstellung der christlichen Lehre

3. Der alte Glaube und die alten Probleme

Mit all dem ist die Eigenart dieser neusten Darstellung des Christentums noch nicht genügend bezeichnet, denn das Neueste ist ihre Stellung zum alten Glauben, zur dogmatischen Tradition: Paulus — Reformation — Orthodoxie.

Man weiß, wie Ritschl geglaubt hat, Luther und nichts als Luther dem deutschen Volk aufs neue erschlossen zu haben, wie ihm Paulus der Normaltheologe war, paulinische Begriffe (Rechtfertigung und Versöhnung) sein Hauptwerk betitelten. Dadurch hat er für Unzählige seine besondere Anziehungskraft besessen, daß er den reformatorischen Glauben für die Gegenwart neu zu entdecken und praktisch fruchtbar zu machen schien. Täuschung ist das sicher nicht gewesen; es gibt eine Linie, die von Paulus über Luther auf Ritschl führt: die ausschließliche Konzentration unseres Glaubens auf Jesus und auf das, was wir ihm allein verdanken, keiner Philosophie und keiner neuen mystischen Offenbarung. Aber die Bedeutung Ritschls lag doch darin, daß er seinen Paulus und Luther so gewaltig vereinfacht hat, und zwar vereinfacht in der Richtung des synoptischen Evangeliums Jesu. Und wer genauer zusah, der konnte in dieser Vereinfachung die Spuren tiefer Umbildung bemerken; es war eigentlich ein sehr modernes Christentum ohne den Pessimismus der Erbsündenlehre, ohne die Gottheit Christi des alten Glaubens und Luthers, auch ohne Prädestination und Wunder des heiligen Geistes, deren Wirkung bei Paulus und Luther der Glaube ist. Von orthodoxer Seite sind diese Umbildungen natürlich sofort wahrgenommen worden, während Ritschl selbst und noch weit mehr einzelne seiner Schüler ihre neuen Entdeckungen nur um so kräftiger als den wahren Sinn der paulinischen und reformatorischen Begriffe vortrugen, selbstverständ-

lich mit völliger Wahrhaftigkeit — bis zuletzt Kaftan eine neu-orthodoxe Dogmatik, neu auf Grund einer veränderten Auffassung des Glaubens, vortragen konnte.

Mit dieser bisherigen Tradition bricht die Wendtsche Dogmatik, indem sie darauf verzichtet, die evangelischen oder auch modernen Gedanken in der Sprache der altgläubigen Tradition auszudrücken; d. h. die alten Worte sind auch hier nicht ganz verschwunden, aber keinem Leser verbirgt sich der völlig neue Sinn. Die Ablehnung der alten Kirchenlehre geschieht äußerlich mit größter Pietät und Schonung, ich fand im ganzen Werk kein gehässiges oder verächtliches Wort gegen sie. Aber durch diesen ruhigen Ton gewinnt die Ablehnung an Entschiedenheit und Eindrucksfähigkeit. Der Pessimismus der Erbsündenlehre ist hier bis auf den letzten Rest verschwunden durch die Erklärung, daß der von den Eltern vererbte lasterhafte Hang tatsächlich ein krankhafter, schuldloser sei, und daß überhaupt, was notwendig sei, nicht schuldvoll sein könne, folglich das Gebiet der Sünde und Schuld sich einschränkt auf die bewußten, freien Willensentscheidungen. Die Rechtfertigung anderseits wird wie bei Jesus als einfache Vergebung der Sünden gefaßt und diese Vergebung nicht an die Bedingung des Sühntodes Jesu geknüpft, sondern an die Bedingung eines bußfertigen Glaubens und damit wieder an einen Willensentscheid. Vollends aber die Christologie! Was ist hier überhaupt noch geblieben vom altkirchlichen und reformatorischen Dogma! Kein Titel der Gottheit Christi; der Mensch Jesus ist der Sohn Gottes als Träger der Fülle des heiligen Geistes, genau wie eine Ketzerschule am Ende des zweiten Jahrhunderts — Wendt selbst beruft sich auf sie — verstanden hat; daß er dann gleichwohl versichert, auch die Begriffe des Nicänischen Bekenntnisses mit vollster Ueberzeugung sich aneignen zu können, wird kaum ein Leser und jedenfalls kein Gläubiger dieses Nicänums ohne Heiterkeit lesen und ist bei diesem freimütigen Mann ein vorübergehendes Vergessen seiner selbst. Keine Versöhnungslehre mehr im alten Sinn; höchstens die Bedeutung einer Hilfsvorstellung für den Glauben, wo er noch schwach ist, kommt dem Gedanken des Sühntodes Jesu zu; Sinnesänderung ist die einzige Bedingung für die Sündenvergebung aus Gottes Vaterliebe. Jesus ist der Mensch, dem die höchste, vollkommene Gottesoffenbarung zu Teil ward, der in voller Reinheit sie aufnahm und zu ihr stand und von dessen Gotteserkenntnis und sittlicher Kraft die kräftigsten Impulse des Glaubens und der Liebe auf die Menschheit ausgehn. Das ist die Wendtsche Christologie. Nun ich glaube, man kann das Alles auch bei Ritschl finden. Der Unterschied ist nur, daß keinem Menschen in den Sinn kommen kann, die Wendtsche Theologie als eine Erneuerung des Paulus oder Luthers aufzufassen, sondern Jedermann wird erkennen, daß die bisher herrschende dogmatische Tradition von ihr resolut aufgegeben ist. Das ist meines Erachtens kein ganz nebensächliches Ereignis.

Der Umschlag hängt mit der entschlosseneren Rückkehr zum synoptischen Evangelium und auch mit der Laisierung des Christentums zusammen, die jedem Leser dieses Werks auffallen muß. Ritschl oder Kaftan müssen wir einem Laien zuerst übersetzen, bei Wendt wird das schwerlich nötig sein. Seine entscheidenden Argumente gegen die alte Lehre zeigen diesen Laiencharakter: daß wir nur da schuldig sind, wo wir mit Freiheit in das Böse einwilligten; daß die Seligkeit eines Menschen davon abhängig ist, ob er sich mit seinem Willen für Gott entscheidet oder nicht. Würde die paulinische Theologie dem Laien Jesus eingeleuchtet haben oder überhaupt verständlich gewesen sein? So oft Theologen frei von der dogmatischen Tradition, mit ihrem gesunden Menschenverstand an die Evangelien herantraten — ich denke an Erasmus oder die Aufklärer —, sind sie zu ähnlichen Auffassungen des Christentums gekommen wie Wendt. Ich denke, das ist die beste Rechtfertigung für Wendt; es kann keine schlechte und keine unevangelische Theologie sein, die sich von dem Eindruck der Worte Jesu, seiner Forderung und seiner Verheißung, leiten läßt. Zudem denkt er nicht von ferne daran, den Paulus abzuschütteln oder in Gegensatz zu Jesus zu stellen. Wenn ihm Jesus der Erlöser von der Sünde ist, wenn diese Erlösung ein Geschenk der freien Gnade Gottes ist, die der Glaube aus seiner Hand nimmt, so hat er damit die durchschlagendsten Gedanken des Paulus in seiner christlichen Lehre festgehalten.

Auf diese große Vereinfachung und Laisierung der Dogmatik, auf die Ausgestaltung des Ritschlschen Erbes zu einer neuen liberalen Theologie die Leser der Christlichen Welt hinzuweisen, habe ich mir zur Aufgabe in dieser Anzeige gemacht. Ich wünsche, daß recht Viele das Buch lesen und sich selber ein Urteil darüber bilden. Es wird in Manchem ernste Fragen erwecken, die aber ein Jeder sich selber beantworten muß. Mein erster Eindruck war der einer herrlichen Befreiung, einer Rückkehr zur unbedingten Wahrhaftigkeit und Einfachheit. Nicht daß wir jüngeren Theologen den andern ältern Dogmatikern keine Wahrhaftigkeit zutrauten, aber wir selbst konnten in ihren Umdeutungen des alten Glaubens oft genug uns nicht mehr schlicht und wahrhaftig vorkommen; warum das Weiterschleppen des alten Ballastes, wenn man die Sache so unendlich einfacher in unserer Sprache ausdrücken kann? Ich habe es immer wieder so empfunden, als ob alles Befreiende, Vorwärtsführende, das durch Ritschl in die Theologie kam, von seinen Nachfolgern durch die altdogmatische Tradition wieder erstickt worden sei. Wendt bringt uns den Durchbruch ins Freie.

Aber je mehr ich darin lese, desto deutlicher wird mir, daß wir hier an keinem Endpunkt der dogmatischen Entwicklung stehen. Gerade die Probleme, von denen man durch Wendt loszukommen hoffen könnte, kehren unter dem Eindruck seiner Lektüre wieder mit doppelter Gewalt. Soll wirklich eine Rückkehr zu halbem oder ganzem Pelagianismus, ein neues Zusammenrechnen dessen, was Gott tut und was der Mensch tut, das Endergebnis des christlichen Denkens sein?*) Das ist aber der Fall, wenn der Willensfreiheit die ausschlaggebende Bedeutung zukommt, die Wendt ihr gibt. Man kann die vollste Sympathie für seine ethische Auffassung des Christentums haben, man kann es ihm besonders hoch anrechnen, daß er im Gegensatz zur monistischen Zeitströmung so tapfer das Geistesleben aus dem Naturmechanismus herauszureißen bemüht ist; man kann sogar zugeben, daß gerade für unsere Zeit diese Dogmatik kommen mußte als Protest gegen allen pseudochristlichen Determinismus — aber die Frage kehrt nur wieder, ob die Freiheit das kann und tut, was Wendt von ihr aussagt, ob Sünde wie Erlösung in ihrer ganzen Tiefe dabei zu ihrem Recht kommen. Werden nämlich Sünde und Schuld eingeengt auf den kleinen Bezirk der freien menschlichen Willenshandlungen, so ist die einfache Folge, daß der Gottesglaube um so mehr durch die nun auf Gott fallende grauenhafte Masse des objektiv Widergöttlichen, Bösen belastet und verdunkelt wird, und letztlich — gerade im Gegensatz zu dem, was Wendt erstrebt — doch der Ernst des Schuldgedankens sich verringert (der „schuldlose lasterhafte Hang"). Ist sodann das für die Erlösung Ausschlaggebende der freie Glaubensakt des Willens, so drängt sich nur um so stärker die Frage auf, weshalb die Einen diesen Willen zum Glauben aufbringen und die Andern nicht, und wir sind eigentlich nicht viel weiter, als bei der Prädestinationslehre. So fürchte ich, daß für manche Freunde und Gegner dieses Werks die hier dargelegte Auffassung der Anlaß werden könnte, daß ihnen die wuchtige Größe der lutherischen und augustinischen Position wieder lebhafter zum Bewußtsein kommt. In den Gedanken Jesu selber hat sie sicher nicht gelegen, aber die Frage ist, ob nicht das zu Ende Denken des christlichen Gottesglaubens mit der Absolutheit seiner Forderung und seiner Gnade immer wieder zu ähnlichen Sünden- und Erlösungsgedanken hindrängt, wie sie in der Linie Paulus-Augustin-Luther liegen. Nur für die alte Christologie ist dadurch Nichts gewonnen: auch der tiefste Sünden- und Erlösungsgedanke kann nichts Tieferes und Besseres aussagen, als daß uns in Jesus der fordernde und schenkende Gott so majestätisch wie nirgends entgegentritt; das hat die alte Christologie, je theologischer sie war, desto dunkler gemacht. Hätte nur nicht Wendt selbst bei Jesus von einer „Gott wohlgefälligen Leistung", einem „für Gott wirksamen Motiv" ge-

*) Ich glaube, daß Wendt religiös durchaus nicht pelagianisch empfindet, steht doch die verzeihende Gnade über seinem ganzen Christentum; aber sein Denken führt ihn den pelagianischen Weg.

schrieben; das sind pelagianische Zusätze, die nicht auf der Höhe des christlichen Gottesglaubens stehn!

Alle künstlichen Fragestellungen und künstlichen Antworten des alten Glaubens, die nur durch Tradition und Herkommen sich von Geschlecht zu Geschlecht weiterschleppen, und alles, was darin nicht vom souveränen Gottesgedanken Jesu aus durchgedacht ist, wird zuletzt trotz aller Pietät zerfahren, weil es unwahr und unchristlich ist. Von da aus wird mit mir noch Mancher diese schlichte, wahrhaftige Dogmatik begrüßen, die das Einfache auch einfach sagt. Aber die in der religiösen Erfahrung selbst und in dem von ihr ausgehenden religiösen Denken begründeten Probleme werden durch keine Vereinfachung aus der Welt zu schaffen sein, und werden uns beunruhigen und von den zu einfachen Antworten immer wieder in die gleichen abstrusen Tiefen drängen, an deren Aufhellung sich die von Paulus, Augustin und Luther geführten Dogmatiker so energisch und doch so erfolglos bemühten. In der Geschichte sind bis heute die Theologien der Freiheit immer nur die Vorläufer gewesen für erneute, tiefere, energischere Theologien der Gnade. Liegt auch eine solche Vorbereitung sicher nicht in der Absicht des Verfassers, so wird er sich doch darüber freuen, wenn sein System der christlichen Lehre zu einer neuen gewinnbringenden Beschäftigung mit diesen für jedes Geschlecht gleich aktuellen Fragen führt.

Paul Wernle

Der Lebenskampf Herman Schells und seiner Freunde

Vgl. 1907, Nr. 28

1

Im Jahr 1896 erhielt die Universität Würzburg ein neues Universitätsgebäude. Es trägt auf der Stirnseite des Mittelbaus eine Bronzetafel mit dem einen Wort: Veritati. Statt eines schon in den Stein eingemeißelten schwerfälligen Zitats aus Cicero war noch nachträglich diese gedrungene Aufschrift gewählt worden, und der Mann, der dies veranlaßt hatte, war — Herman Schell. Er war es auch, der dann „mit seltener Einmütigkeit" zum ersten Rector magnificus im neuen Universitätsbau berufen wurde. In seiner Antrittsrede aber gab er folgende Erklärung jener Inschrift:

Was die Vertreter der verschiedenen Disziplinen einigt, das ist die tatkräftige Begeisterung für die Wahrheit, es ist die gemeinsame Hingabe und Weihe für die Wahrheit. Und das ist es auch, was das Vaterland von uns erwartet. Veritati! Der Wahrheit ist der Bau geweiht als der Wahrheit hohe Schule. Der Wahrheit weihen wir uns von neuem, der Wahrheit, die wir forschend suchen und lehrend verbreiten. Es ist das Beste, was wir dem Vaterland bieten können, es ist das Notwendigste, dessen das Vaterland bedarf. Veritati! Wahrheit ist das Höchste, dem sich der Geist widmen kann; selbst das höchste akademische Ideal, die Freiheit des Forschens, Lehrens und Lernens hat ihren Grund nur darin, daß sie den Weg zeigt, der auf die Weise zur Wahrheit führt, wie es des Geistes und der Wahrheit würdig ist.

Es ist Schells innerstes Leben, das in diesen Worten fließt. Denn dies ganze Leben ist ein einziges Ringen nach der Wahrheit. Freilich ein Ringen in einer ganz eigentümlichen Form. Schell kennt eine vor allem Forschen feststehende Wahrheit, den christlichen Glauben in der Gestalt, wie ihn die katholische Kirche dogmatisch festgelegt hat. Schells großes apologetisches Werk schließt mit dem Abdruck der vatikanischen Konstitutionen über Wissen und Glauben, und in seinen dogmatischen Arbeiten steht obenan die Rechtfertigung der altkirchlichen Trinitätslehre. Aehnlich verhält es sich mit Schells Arbeitsmitteln: „Die theologische Richtung dieses Werkes ist scholastisch, dem traditionellen Charakter zufolge, den die katholische Theologie um keinen Preis verleugnen darf," sagt er von seiner Dogmatik, und von seiner Apologetik: „Wir halten an der intellektualistischen Grundlage der alten Apologetik fest und verehren in ihrem Prinzip des Intellektualismus die philosophia perennis." Schell gehört also keineswegs zu dem in der Enzyklika Pascendi verworfenen kantianisierenden Modernismus. Ja, er ist in gewissem Sinne noch mehr konservativ und intellektualistisch gerichtet als die herkömmliche Neuscholastik. Greift er doch gerade in einem Hauptpunkt, in der Feststellung des Gottesbegriffs, noch über deren aristotelische Grundlagen auf Gedankenreihen aus der platonisch-augustinischen Metaphysik zurück.

Wo dergestalt mit einer fertig überkommenen Wahrheit und mit überlieferten Mitteln gearbeitet wird, scheint nun aber ein wirkliches Wahrheitsuchen von vornherein ausgeschlossen zu sein. Wie kommt es dennoch zu seiner beherrschenden Stellung in Schells Leben?

Unsere Methode zielt darauf, alle Lehrbestandteile des Glaubens möglichst flüssig zu machen für Denken und Leben, so daß . . ., wie im Leben der Natur und des Geistes, der Gegensatz von Stoff und Kraft überwunden wird und der geistige Tempelbau wie ein gothischer Dom emporsteigt in freier Kraft, die, von keiner Last gedrückt, in Freude und Lust ihre Formenfülle entfaltet und im naturgemäßen Zusammenschluß ihrer vielfältigen Strebekräfte das Heiligtum nach innen abschließt und in gewaltigen durchbrochenen Türmen auch nach außen der Welt offenbart in freier Schönheit und durchsichtiger Ueberzeugungskraft. Es ist eine Ehrenschuld der Glaubenswissenschaft an den Gott der Offenbarung, daß das Geheimnis, in dem er sich selbst der Menschheit enthüllt hat, nicht mehr als unverständliche Zumutung an die denkende Vernunft gelte, sondern als die ungeachtet ihres undurchdringlichen Lichtes hellstrahlende und lebenerweckende Sonne der übernatürlichen Gnade.

Das heißt: Schell nimmt die Dogmen nicht einfach herüber, um sie in ihrer Schulfassung weiterzugeben, sondern er ringt danach, sie innerlich zu erleben. Er geht mit innerlichster Beteiligung die Wege der Spekulation nach, und die Meditation nimmt einen auch äußerlich merkbaren Raum in seinem Leben ein. „So machte z. B. Schell seine Spaziergänge zumeist allein; bei gemeinsamen Ausflügen legte er den Weg oft allein zurück, um seinen Gedanken sich widmen zu können." Und „schon in der Art des Vortrags machte es sich geltend", daß „jeder Gedanke, den er vortrug, durch die Schmelze seiner Individualität hindurchgegangen" war: „Schell arbeitete die Gedankengänge gleichsam vor den Augen seiner Hörer im Moment des Vortrags aus seinem Innersten heraus." Der aber so danach rang, die alte Glaubenslehre zu erleben und innerlich zu durchdringen, war ein Mensch der Gegenwart, der sich zugleich von ihren Fragen mächtig bewegt fühlte. Schell vermochte im Denken der Gegenwart nicht bloß „Abweichungen, falsche Aufstellungen, Krankheiten der Vernunft" zu erblicken. Gerade sein Glaube zwang ihn dazu, überall „zerstreute Offenbarungsstrahlen" zu suchen. Namentlich der Entwicklungsgedanke und das moderne Persönlichkeitsideal hat es ihm angetan. Wenn er über den Aristotelismus auf die platonische Metaphysik zurückgriff, so geschah dies nicht zum letzten deshalb, weil sie die Aufnahme eben des Entwickelungsgedankens gestattete. Für die Wertung der Persönlichkeit aber wird es nicht viele schönere Worte geben als die: „Es gibt nur eine Würde, die gottebenbildliche Persönlichkeit. Liebe ist die persönliche Gesinnung, welche die Persönlichkeit auch im Elendesten als Selbstzweck achtet." „Im Ideal des Gottesreiches ist der Selbstbesitz der Einzelpersönlichkeit nach allen Richtungen festzuhalten, um in ihr die Unendlichkeit und Allvollkommenheit aufzunehmen und zu erleben, als Lebensinhalt, als Tätigkeitsgegenstand und Kraftquell, als Gemeinschaftsgut der Liebe."

Und wie er selbst als ein Mensch der Gegenwart das Dogma zu erleben suchte, so suchte er es auch Menschen der Gegenwart darzubieten als eine Antwort auf ihre Fragen, eine Kraftquelle für ihre Nöte. Gerade mit diesem Bemühen glaubte er aber dann auf der anderen Seite doch wieder ein viel treuerer Schüler der alten Scholastik zu sein, als die rein traditionalistischen Neuscholastiker:

Als Thomas den großartigen Dom seiner Theologie erbaute, suchte er zuerst in allen Winkeln der ihm bekannten Geisteswelt alle Probleme, alle Fragestellungen, alle Zweifel des Menschengeistes hervor; und in ihre Perspektiven rückte er die ewige Antwort der Offenbarung. Niemals wird eine häretische Anschauung mit dem Messer der Dialektik einfach zerschnitten, sondern sorgsam zuerst das Wahrheitskörnlein herausgeschält, von dem jeder Irrtum lebt, und mit dem er die Geister gefangen zu nehmen droht. Daher das Faszinierende der thomistischen Summa, deren Glanz auf Jahrhunderte herabstrahlte. Unterdessen ist das ewige Gotteswort das Gleiche geblieben. Aber das mittelalterliche Weltbild haben unsere exakten Wissenschaften zerstört. Eine Riesensumme von Kenntnissen und geistiger Arbeit hat

der Weltmarkt des Wissens in den letzten drei Jahrhunderten aufgestapelt, von denen das dreizehnte Jahrhundert keine Ahnung hatte. Unsere Zeit, von diesem Wissen lebend, hat neue Fragen, neue Zweifel, neue Interessen. ... Die Glaubenswissenschaft — aber — muß sich wie die Kriegführung nach dem Gegner richten und Hannibal würde schwerlich heute mit Elephanten gegen moderne Feuerwaffen ausrücken.

Schells Dogmatik ist nun tatsächlich ein energischer Versuch, das katholische Dogma auf allen Linien in die modernen Perspektiven zu rücken. Was der moderne Geist an Rätseln, Problemen, Geheimnissen auf seinem Triumphzug durch das Reich der Natur, der Geschichte und des Denkens aufgespeichert hat, darauf wirft Schell das Licht des Dogmas ... Seine Dogmatik ist ein Versuch, eine lebendige innere Synthese des Zeitwissens mit dem Offenbarungswort in ähnlicher Weise herzustellen, wie sie die theologische Summa des englischen Lehrers (Thomas von Aquino) in unerreichter Weise war.

2

Die letztangezogenen Sätze sind Worte von Franz Xaver Kiefl, Professor der katholischen Dogmatik in Würzburg, und einem von seiner Hand gezeichneten Lebensbild Schells entstammen auch die sämtlichen bisherigen Ausführungen.*) Kiefl war Schell persönlich aufs engste befreundet. Daß diese Freundschaft zugleich auf einem breiten Boden gemeinsamer religiöser und wissenschaftlicher Anschauungen ruhte, geht aus jenen angeführten Worten zur Genüge hervor. Sie besagen geradezu, daß Schells Lebensplan, eine innere Synthese zwischen dem katholischen Dogma und dem Zeitwissen herzustellen, auch das Arbeitsziel für Kiefl ist. Allerdings mit einer Einschränkung. Schells Rückgriff auf die platonische Metaphysik hatte ihn tatsächlich auf einzelnen Punkten, insbesondere in der Eschatologie, in Widerspruch zum katholischen Dogma gebracht. Kiefl gibt diese Abweichungen nicht nur zu, er spricht der Kirche ausdrücklich die Pflicht zu, in solchen Fällen einzugreifen:

In Zeiten wissenschaftlicher Umwälzungen, wo neue Methoden, neue Hypothesen, neue Resultate wie Pilze aus der Erde schießen; in jenen geistigen Krisen, wo die Kirche ihren ewigen unveränderlichen Glaubensschatz in neue Gefäße gießen soll, um ihn in neue Kulturbereiche zu tragen, ist es die heiligste Sorge der Kirche, zu wachen, daß mit der wechselnden wissenschaftlichen Verteidigungsweise nicht auch das heilige und unverletzliche Depositum der göttlichen Offenbarung selbst alteriert werde.

Das ist vor der Enzyklika Pascendi geschrieben. So ist es nur folgerichtig, wenn Kiefl sich dieser päpstlichen Kundgebung unterwirft.**) Er kann es um so eher, als er sich von den hier gezeichneten Modernisten durch eine breite Kluft geschieden fühlt. Und nicht nur sich: „Einen Modernisten im Sinn der Enzyklika kann es an deutschen, katholisch-theologischen Fakultäten“ überhaupt gar „nicht geben“, sagt er geradezu. Die deutsche katholische Theologie hat den naturgemäßen Entwicklungsgang des modernistischen Grundgedankens an der deutschen protestantischen Theologie zu deutlich vor Augen gehabt und daraus die Ueberzeugung gewonnen, „daß diese Auffassung im Prinzip verfehlt war und nicht zu einer Aussöhnung des Christentums mit dem modernen Denken, sondern nur zur Krisis, zur Selbstzersetzung des Christentums führen kann.“ Daher heißt für sie der Weg: „Zurück zum Intellektualismus oder, wie das barbarische Wort heißt, zurück zur Scholastik,“ zurück zu Aristoteles, „den eine Autorität wie Zeller den ersten Vertreter des Theismus nennt,“ aber zurück zu Aristoteles in der „Fortbildung, welche Thomas im Licht der christlichen Offenbarung dessen Grundprinzipien gegeben hat.“ Indes könnte „der Kirche kein größeres Unglück geschehen als ein Sieg der Anschauung, das Zurückgehen auf Thomas könne ein einfaches Vorlegen der fertigen Denkergebnisse des dreizehnten Jahrhunderts an die gebildete Welt sein, mit der Zumutung die Last zu tragen, die man selbst mit keinem Finger innerlich angerührt hat. Das kann die Kirche nicht wollen.“ „Der Signalruf Zurück zu Thomas! kann im modern wissenschaftlichen Sinne nur heißen: Zurück zum vollen Thomas, zu einer wissenschaftlichen Herausarbeitung seines ganzen Gedankengehalts aus der vollen Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung mit allen seinen Lebenswurzeln.“ Das wird „dann befähigen, die gewaltigen Probleme des modernen Lebens von den alten Prinzipien aus selbständig und fruchtbar in Angriff zu nehmen.“ Und dies liegt im Sinne des heiligen Thomas selbst. Er, dessen „Genialität in der Milderung und Ausgleichung der Gegensätze liegt,“ der „in den auch das moderne Leben noch spaltenden Grundproblemen, wie Intellektualismus und Voluntarismus überall auf eine Mittellinie hinarbeitet“, er würde „schwerlich eine so gewaltige Bewegung wie das moderne Kulturleben in Bausch und Bogen verdammen.“ So bleibt für Kiefl auch noch nach der Enzyklika das Programm einer inneren Synthese zwischen Dogma und Zeitwissen. Und wenn er auch die Zensurierung Schells in Einzelfragen billigen muß: „Was Schell gewollt hat, ist hoch und edel.“ „Wer dereinst die Geschichte der Theologie des letzten Jahrhunderts schreiben wird, der wird kein theologisches Lebenswerk finden, welches so sehr von der Glut der Sehnsucht durchleuchtet ist, alle Geister für Christus zu gewinnen, wie jenes von Herman Schell.“ „Seine Dogmatik bedeutet die Aufstellung eines Prinzips, dessen Anerkennung sich durchringen dürfte.“ Sein „apologetisches Programm wird dereinst zum Siege kommen.“

Mit Kiefl muß noch ein weiterer Würzburger zusammen genannt werden: Sebastian Merkle. Merkle ist in protestantischen Kreisen bekannt geworden durch das unbefangene Gutachten, das er 1904 über die berüchtigten Würzburger Luthervorträge des früheren Jesuiten Berlichingen abgab. Er tat es nicht dem Protestantismus zu lieb, sondern lediglich als ein Vertreter seines Fachs, der Kirchengeschichte.*) Als Vertreter dieses Fachs ist er weniger in die Notwendigkeit versetzt, sich über sein innerlichstes Arbeitsziel programmatisch zu äußern. Mittelbar hat er dies jedoch schon durch jenes Auftreten gegen Berlichingen getan, noch mehr aber durch die tapfere Art, mit der er in seiner Trauerrede auf Schell und später wiederholt seinen Schild über den toten Kollegen gehalten hat. Zu den „Modernisten“ will auch er nicht gezählt sein, und es ist auch ihm noch keine Abweichung auf dogmatischem Gebiete nachgewiesen worden.

Um diese Männer schart sich nun offenbar eine starke Gruppe katholischer Geistlichen und Laien, besonders in Bayern. Das geht hervor aus den Worten Kiefls:

Kein Theologe der Neuzeit hat wohl eine so weit ausgedehnte Schule gegründet wie Schell. Ich habe einigermaßen einen Einblick in die Korrespondenz gewonnen, welche Schell mit Persönlichkeiten aller Stände und Lebensstellungen führte. Ich habe nach seinem Tode noch zahlreiche Proben dafür erhalten, wie Schell neben der Lehrkanzel seines lebendigen Worts eine Wirksamkeit von einer derartig unübersehbaren Ausdehnung und Tiefe übte, daß Fernerstehende keine Ahnung davon haben. Seit Schells Tod verging keine Woche, ja oft kein Tag, wo ich mich nicht überzeugen konnte, wie Viele mit den Zweifeln und den Kämpfen des modernen Lebens Ringende in ihren innersten Herzensangelegenheiten mit ihm Gemeinschaft gepflogen hatten und welch mächtige Sympathien seine edle, milde Persönlichkeit in den besten und tiefsten Gemütern ausgelöst hatte.

Die Aufstellung des Freundes wird bestätigt durch eine eidliche Aussage, welche der auf der Gegenseite stehende Dekan Hergenröther gelegentlich eines noch näher zu berührenden Prozesses gemacht hat. Befragt „welche Wirkung die Schellsche Richtung im jüngeren Klerus ausgeübt“ habe, bekundete er:

Wenn wir vom jüngern Klerus reden, so ist da zuerst zu nennen der jüngste Klerus, der im Priesterseminar ist. Ich habe erfahren, daß es Tatsache ist, daß eine große Spaltung und Uneinigkeit innerhalb des Priesterseminars entstanden ist durch diese neuere Richtung in der Theologie, welche dem hochwürdigsten Herrn Bischof und auch den Seminarvorständen sehr schwere Sorge bereitet. ... Wenn man die andern jungen Kleriker, die hinauskommen, in Betracht zieht, so muß ich aus Erfahrung bestätigen, daß Unfriede und Uneinigkeit durch diese neuere Richtung da entstanden ist und zum Teil jetzt noch besteht. (Augsb. Postzeitung 1908, 34.)

Aber auch die vornehmlich aus deutschen Laien bestehende Gruppe, die im vergangenen Jahr durch den Plan einer Peti-

*) Herman Schell von Franz X. Kiefl. Mainz, Kirchheim. 2 Mk. Das Büchlein sei aufs wärmste empfohlen, nicht nur um des Einblicks willen, den es in das geistige Ringen auf katholischem Boden gewährt. Es ist etwas Schönes, daß Schell einen Biographen gefunden hat, der mit der Liebe des Freundes seine edle Persönlichkeit gezeichnet und sein innerstes Wollen verteidigt hat. Auch stilistisch ist die Schrift ein Genuß.

**) Kiefl, Die Enzyklika Pascendi im Lichte der modern-philosophischen Entwicklung. Hochland V, 4, S. 445—464.

*) Vgl. Beyhl, Berlichingen und Merkle. Christl. Welt 1904, Nr. 49.

tion gegen den Index und einer „Gesellschaft für christliche Kultur" das Mißfallen der vatikanischen Kreise erregte, war eng mit Schell verbunden und handelte zum großen Teil eben im Blick auf sein Geschick.*)

Aus dieser starken Anziehungskraft erklärt sich auch erst ganz die Schärfe des Kampfes, der gegen Schell geführt wurde und gegen sein Andenken und gegen seine Freunde heute noch geführt wird.

3

Es ist hier nicht die Absicht, den Kampf gegen Schell nochmals durch alle seine Abschnitte zu verfolgen. Auch die Frage, ob und wie weit Schell sich unterworfen hat, soll hier unerörtert bleiben. Bei dem Gewicht, das in solchen Dingen auf die Fassung jedes einzelnen Wortes fällt, wird darüber wohl noch lange weiter gestritten werden.**) Die Frage ist auch für Schells Charakter bedeutungslos, denn die Unterwerfung lag in der Folgerichtigkeit seiner Grundstellung und bedeutete für ihn keinen Bruch mit seinem Wahrheitsuchen. Was hier noch folgen soll, sind nur einige Feststellungen über die gegen Schell und seine Freunde geübte Kampfesweise. In dem schon genannten Prozeß sagte Domkapitular Dr. Braun über das Indexverfahren gegen Schell aus:

Von Rom hat der Bischof nichts erfahren, als daß Schells Werke verurteilt waren; er hat aber nicht erfahren, wie das Urteil gelautet hat. ... Es wurde hier überhaupt nichts bekannt und ist es heute noch nicht aus den Verhandlungen der Indexkongregation, als die verschiedenen beanstandeten Punkte. Die Gründe hat man nie erfahren, weshalb diese Punkte beanstandet wurden; ob sie sich auf falsche Bestimmungen, unsichere Aufstellungen, falsche Beweisführung usw. beziehen.

So stellte sich nach Schells Verurteilung für den Würzburger Bischof die Notwendigkeit heraus, feststellen zu lassen „was denn eigentlich in den Werken Schells irrtümlich sei, damit sowohl Professor Schell wie auch seine Schüler sich danach richten können." Mit dieser Feststellung aber wurde beauftragt ein Mann, den Schell zu seinen fanatischsten Gegnern rechnete: Dr. Braun selbst. So geht man von Rom aus mit deutschen Gelehrten — und deutschen Bischöfen um, und deutsche Bischöfe geben eine solche Behandlung weiter.***)

Es sind aber noch schlimmere Dinge geschehen. Schell ist an einem Herzleiden gestorben. Ueber dessen Ursachen bekundete, wieder gelegentlich jenes Prozesses, Schells Hausarzt zeugeneidlich:

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß die vielen Hetzereien in den Zeitungen mit die Ursache der Krankheit Schells gewesen sind. Die Ursachen seiner Krankheit sind verschiedener Natur. Aber die Hauptursache ist selbstverständlich nur der viele Aerger und Verdruß, die vielen Hetzereien, Vexationen und Zitationen, denen Schell ausgesetzt war. Ich war ein intimer Freund von ihm und er hat mir gegenüber, glaube ich, kein Geheimnis gehabt. Als behandelnder Arzt mußte ich den Ursachen seiner Krankheit nachgehen, um die Heilmittel dafür zu finden. Ich habe nichts gefunden als gerade dieses als Ursache: die Plackereien und Hetzereien. Ich könnte das auch beweisen in mancher Beziehung. Ich habe Schell beobachtet nach den Vorladungen, die er erhielt: hinterher hat er sich immer sehr angegriffen gefühlt. Eine andere Ursache, die man für seine Krankheit hat, ist: geistige Ueberanstrengung. Nun muß ich auch darüber etwas äußern. Wer Schells Werke liest, weiß, daß dies eine geistige Anstrengung bedeutet. Aber für den Autor selbst war die Arbeit keine Anstrengung. Es ging ihm alles leicht von statten ... Also bleibt es bei mir fest, daß von den vielen Vexationen, die er zu erdulden hatte, seine Krankheit herrührt. (Augsb. Postzeitung 1908, 34.)

---

*) Vgl. ten Hompel, Indexbewegung und Kulturgesellschaft. Bonn 1908.

**) Vgl. Carl Hennemann, Widerrufe Herman Schells? Würzburg, Goebel und Scherer 1908. 94 S. 1,50 Mk.

***) In seiner eben genannten Schrift bringt Hennemann, der Testamentsexekutor Schells, aus dessen Nachlaß zum ersten Mal die sogenannten „Indexmotive" zur authentischen Veröffentlichung. Schell erhielt sie „auf besonderes Ersuchen" des Würzburgers Bischofs am 10. Januar 1906, ein starkes Jahr nach dem verurteilenden Dekret der Indexkongregation zugestellt. Das Verhalten des Bischofs würde dadurch in etwas milderem Lichte erscheinen. Die „Indexmotive" selbst enthalten tatsächlich nicht mehr als eine Aufführung der beanstandeten Punkte, sodaß sich auch auf Grund dieser Veröffentlichung das Gesamturteil nicht ändert.

Und dies mörderische Treiben nimmt nun seinen Fortgang gegen Merkle und Kiefl. Ein Beleidigungsprozeß, den die Beiden im Februar dieses Jahres in Würzburg gegen die (ultramontane) Augsburger Postzeitung führten, brachte die eben erwähnten empörenden Feststellungen. Er brachte noch andere abscheuliche Dinge ans Tageslicht. Um Schell und Merkle gemeinsam zu treffen, hatte man z. B. zu einem besonders fein ersonnenen Mittel gegriffen. Man munkelte von einem gewissen Briefe Schells. Darin sollte er Merkle bei einem Beiden befreundeten bayerischen Obersten wegen unlauterer Beziehungen zur Gattin des Freundes denunziert haben. Bei der Verhandlung suchten Merkles Gegner diesem Punkte auszuweichen. Merkle bestand jedoch auf der Behandlung und nun entspann sich folgende Szene:

Prof. Merkle: Ich möchte den Zeugen fragen, ob er von Schell einen Brief bekommen hat, in dem er vor mir warnt, weil ich unerlaubte Beziehungen zu der Frau Oberst hätte.

Oberst H.: Einen solchen Brief habe ich nicht erhalten. — Auf die zweite Frage, ob ein solcher Brief ausgeliefert worden sei, führte der Zeuge aus: Die ganze Korrespondenz, die ich in meinen Händen habe, ist gut verwahrt. Zu ihr kommt Niemand hin, da sie doppelt eingeschlossen ist. Die Korrespondenz weist auch keine Lücke auf. Mein verehrter Freund Schell würde, wenn er einen solchen Brief an mich gerichtet hätte, auf den ich nicht reagiert hätte, Gelegenheit gefunden haben, mir mündlich oder auf andere Weise Kenntnis davon zu geben. In der ganzen Korrespondenz aber ist nicht davon die Rede ......

Prof. Merkle: Ich frage den Herrn Oberst, ob er jemals die geringste Wahrnehmung gemacht hat, daß ich zu seiner Frau in unerlaubten Beziehungen gestanden wäre.

Oberst H.: Der Verkehr, den ich mit Professor Merkle gepflogen habe, ist ein herzlicher und intimer gewesen. Er hat nie, mit keinem Wort das Anstandsgefühl verletzt. Wäre übrigens so etwas vorgekommen, so wäre meine Frau feinfühlig genug gewesen, um sofort jeden weiteren Verkehr abzubrechen, und auch meinerseits würde das Gleiche geschehen sein. Ich glaube, den besten Beweis dafür, welch inniges Verhältnis zwischen uns besteht, damit geben zu können, daß ich darauf hinweise, daß ich und meine Frau der Einladung Merkles, bei ihm Absteigequartier zu nehmen, Folge geleistet haben.

Frau Oberst H. wird aufgerufen.

Merkles Rechtsanwalt: Ich frage Sie, ob jemals mein Mandant etwas geredet oder getan hat, was Sie vor Ihren Kindern nicht sehen lassen könnten.

Frau Oberst H.: Nein. (Augsb. Postz. 1908, 34.)

Der Prozeß endete nicht nur mit dem moralischen, sondern auch dem äußeren Sieg Kiefls und Merkles.

Schon vierzehn Tage darauf fand ein zweiter Prozeß in Würzburg statt. Diesmal klagte ein der anderen Richtung in der Würzburger theologischen Fakultät angehöriger Professor Gillmann, und die Beklagte war die liberale „Neue Bayerische Landeszeitung." Merkle und Kiefl aber hatten als Zeugen zu erscheinen, und die Gegenpartei veranstaltete nun ein förmliches Inquisitionsverhör mit ihnen, so daß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, die ganze Sache sei in erster Linie zu dem Zweck eingeleitet, die Beiden so nebenbei — wie das ja auch sonst zur Zeit üblich ist — moralisch zu vernichten. Als Mittel dazu diente die Herbeizerrung von Privatäußerungen und kleinlichstem Klatsch. Und dies Kampfesmittel machte sich dann noch viel breiter in einem dritten Prozeß, der in der vorletzten Maiwoche in München zum Austrag kam als Klage Merkles gegen das zweite große bayrische Zentrumsblatt, den „Bayerischen Kurier." Dieser hatte Merkle vorgeworfen, daß er seine Vorlesungen nicht in einer dem Ernste und der Würde sowie der Aufgabe eines Theologen entsprechenden Weise halte, und hatte seinen Vorwurf durch angebliche verächtliche Aeußerungen Merkles über katholische Dinge, z. B. über Alexander VI (!), zu bekräftigen gesucht. Im Zeugenverhör mußten nun frühere Hörer Merkles bekunden, daß Merkles Vorträge „die Gefühle der Pietät, die jeder Katholik hat, verletzen mußten," daß sie an seinen „sarkastischen Bemerkungen über Sachen, die dem Priester heilig sind" „Anstoß genommen" haben, daß seine Vorlesungen „nicht von gutem Einfluß auf junge Theologen" waren, daß diese „keine besondere Vorliebe zur Kirche mit herausgenommen haben" und dergl. Ihnen gegenüber aber trat eine Reihe anderer früherer Hörer Merkles, die ebenso energisch betonten, daß Merkle ein „guter Lehrer" gewesen sei, der „die kirchlichen Interessen niemals geschädigt" habe, daß er „Licht und Schatten gerecht verteilt" und öfters „auf das apologetische

Moment hingewiesen habe, das darin besteht, daß die Kirche trotz solcher Vorkommnisse noch besteht und so besteht wie heute," daß man aus seinen Vorlesungen „den Ernst des wissenschaftlichen Betriebs und aus dieser Erkenntnis eine hervorragende Liebe zur Kirche gewonnen," ja die anderwärts „verlorenen Ideale für die Theologie wiedergewonnen habe" und „stets hocherbaut aus seinem Kolleg gegangen sei." Der Sachverständige Dr. Knöpfler, Professor der katholischen Theologie an der Universität München, gab darauf sein Gutachten über die „Anforderungen, welche an einen tüchtigen, gewissenhaften und ernsten Geschichtsforscher und akademischen Lehrer gestellt werden müssen":

Erstes Erfordernis ist, daß er sich möglichst in die Zeit hineinversetzt, über die er lehrt, daß er selbst Forschungen anstellt und zwar auf Grund gewissenhafter Quellenstudien. Als zweites Erfordernis möchte ich aufstellen: wahrheitsgetreue Darstellung. Er muß alles, ob es ihm in Person angenehm oder nicht, gewissenhaft und wahrheitsgetreu in seinen Vorlesungen wiedergeben. Endlich muß er dieses Resultat seiner Forschungen zu seinem persönlichen Eigentum machen d. h. in persönlicher Selbständigkeit. Dieses Letztere gibt auch das persönlich Kolorierte der Vorlesungen. Nun muß ich sagen, daß auf Grund der Zeugenvernehmungen ich nicht zu der Ansicht gekommen bin, daß Professor D. Merkle sich gegen diese drei Erfordernisse irgendwie verfehlt hätte.

Das Gericht verurteilte den Chefredakteur der beklagten Zeitung zu 150 Mark Geldstrafe und zur Tragung sämtlicher Kosten. In der Urteilsbegründung aber steht der Satz: „Als gerichtliche Feststellung kann nicht dienen, was als bloßes Geschwätz und Gerücht dem Gericht hinterbracht wird." (Augsb. Postz. 1908, 121. Augsb. Abendz. 1908, 144. Tägl. Rundschau 1908, 242.)

4

Das sind ja nun bis jetzt glänzende Rechtfertigungen. Aber ist es nicht einfach unerhört, daß deutsche katholische Universitätsprofessoren vor ein staatliches Gericht flüchten müssen, um sich dort ihre Kirchlichkeit und ihren religiösen und wissenschaftlichen Ernst gegen Treibereien aus ihrer eigenen Kirche bescheinigen zu lassen? Und ist es nicht eine geradezu unglaubliche Kampfesweise, die gegen sie geübt wird? Und warum das Alles? Wir betonen nochmals: Keiner dieser Männer kann des „Modernismus", geschweige denn einer Hinneigung zum Protestantismus verdächtigt werden, und Merkle und Kiefl hat man auch noch nicht die geringste dogmatische Inkorrektheit nachzuweisen vermocht. Sie wollen bei völliger Beugung unter das katholische Dogma nur die Glaubenslehre innerlich und im Blick auf die Fragen und Bedürfnisse ihrer Zeit verarbeiten und die Kirchengeschichte als Geschichte und nicht als bloße Apologetik betreiben. Und daher nun diese Behandlung seitens „gewisser Kreise", bei der man zu „ganz brutalen Mitteln" greift, bei der „kein Pfeil so giftig ist, daß man ihn nicht abschießt" (Kiefl als Zeuge im dritten Prozeß). Und dieser Kampf wird weitergehen, zunächst in den Revisionen der Prozesse gegen die Augsburger Postzeitung und den Bayerischen Kurier. Nach dem tapferen Gutachten im letzten Prozeß wäre es auch nicht zu verwundern, wenn er sich noch ein neues Opfer ausersehen sollte. Wie soll das enden!

Die deutsche Presse hat ja zur Zeit in den sich jagenden Sensationsprozessen einen reich gedeckten Tisch. Es wäre aber doch gut, wenn sie daneben noch etwas Raum für diesen stillen Kampf fände. Es hängt sehr viel an ihm. Wir wollen hier nicht darüber urteilen, ob es theoretisch möglich ist, die innere Synthese zwischen katholischem Dogma und modernem Zeitwissen mit den Mitteln der scholastischen Philosophie zu vollziehen, so wie es Schell und seine Freunde sich zum Lebensplan gemacht haben. Praktisch haben diese Männer das Problem in der Einheit ihrer Persönlichkeit zweifellos gelöst. Und sie haben durch die heiß erkämpfte Vereinigung des alten Glaubens und des modernen Lebens in ihrer Persönlichkeit vielen Kindern ihrer Kirche die Zuversicht zur Tragkraft ihres Glaubens in den Fragen und Nöten der Gegenwart gestärkt und ihnen den Zugang zu einer nicht nur äußerlich übernommenen, sondern selbständig innerlich errungenen Glaubensüberzeugung geöffnet.*) Das ist sehr viel in jedem Fall. So, wie aber heute, unter der herrschenden Stellung des reinen Traditionalismus, die Dinge auf katholischem Boden liegen, ist es schlechtweg der einzige Weg, auf dem ein katholischer Christ treue Kirchlichkeit, selbständige Frömmigkeit und lebendigen Gegenwartssinn vereinigen kann.

„Der streitenden Kirche in Treue gewidmet" dies Leitwort hat Schell noch seinem letzten großen Werk mitgegeben. Sie hat ihm für seinen treuen Dienst das Herz gebrochen. Soll man mitansehen müssen, daß auch alles übrige Leben, das etwas von seinem Geist trägt, langsam gemordet wird? Oder wäre es nicht doch vielleicht möglich, daß die Kampfeslust etwas gedämpft würde, wenn man sich einer starken öffentlichen Meinung gegenüberfände? Zu Merkle und Kiefl wird man sich ja mit Sicherheit versehen können, daß sie ihren Gegnern wie bisher so auch künftighin keinen Einsatzpunkt auf dogmatischem Gebiete geben werden. Entspricht doch diese Haltung nur ihrer ehrlichen Grundüberzeugung.

Nachwort. Seitdem diese Ausführungen niedergeschrieben wurden, hat Kiefl eine neue Verteidigungsschrift für Schell erscheinen lassen: „Die Stellung der Kirche zur Theologie von Herman Schell auf Grund der kirchlichen Akten und der literarischen Quellen erläutert." Paderborn, Schöningh 1908. Die Schrift wird von dem schärfsten theologischen Gegner Schells, dem Innsbrucker Dogmatikprofessor J. Stufler, S. J., einer schneidenden Kritik unterzogen: „Kiefl ist den Motiven der Inderkongregation in keiner Weise gerecht geworden." Trotzdem sieht sich Stufler genötigt, Kiefl selbst das Zeugnis zu geben, daß er „in seinen eigenen dogmatischen Anschauungen ganz korrekt" sei. (Liter. Beil. zur Augsb. Postz. 1908, 30. 31.) Noch ein Zweites ist in den letzten Wochen geschehen. Die Revision des Prozesses gegen die Augsburger Postzeitung ist auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Darf man hoffen, daß dies einen Rückzug bedeutet?

Adolf Dörrfuß

Literaturbriefe

18. Kaiserliche Kunstpolitik und die Stellung des Luthertums zu den „Aeußerlichkeiten"

Aus Pommern. Das in Bublitz errichtete Kaiser Wilhelm-Denkmal sollte am 28. v. M. enthüllt werden, aber in letzter Stunde ist durch Allerhöchste Kabinettsordre die Enthüllung untersagt worden, da die bereits eingemeißelte Inschrift „Wilhelm I." beanstandet worden ist und die Inschrift „Wilhelm der Große" gewünscht wird.

Dies ist der Typus der Nachrichten, die uns immer wieder von der Kunstpflege des Kaisers oder seiner Regierung berichten.

Es muß irgend einen unseligen Gesetzesparagraphen geben, der dieses fortwährende autokratische und willkürliche Hineinregieren in die Vorstellungen und Ueberzeugungen des Volkes gestattet. Es ist aber offenbar, daß, wie der Paragraph lauten mag, sein Sinn in diesen Aktionen vergewaltigt wird.

Es mag ein berechtigtes Interesse sein, daß es kein öffentliches Denkmal geben soll, das irgend eine staatsfeindliche oder staatsbedenkliche Lehre verkündigt. In einem solchen Sinne mag der vorauszusetzende Gesetzesparagraph gemeint sein. Es wäre auch dann noch die Frage, ob das Gesetz gut wäre, aber es hätte einen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, daß dem Geschmack eines Einzelnen zu Liebe die wirklich vorhandenen Gesinnungen des Volkes gefälscht werden? Denn daß Wilhelm I. in der Phantasie des Volkes nicht schlechthin als „der Große" lebt, das ist eine einfache Tatsache.

Aber was ist es überhaupt für ein Geschmack, der eine

*) Nach Schells Tod hat Fritz Philippi in diesen Blättern (1906, 606 ff.) ein „Stimmungsbild" aus einem Vortrag Schells über „Entwicklungslehre und Schöpfungsglaube" gegeben. Ich glaube, daß dieses Stimmungsbild das Wesentliche glänzend erschaut. Philippi hat als Protestant den Eindruck eines nur äußerlich überbrückten Zwiespalts mit dem Dogma. Aber „der Schwung der Gedanken, die persönliche Notwendigkeit des Bekenntnisses reißt uns mit." Ob katholische Hörer von ihrem Standpunkt aus nicht doch dazu auch das erhebende Gefühl einer innerlichen Vereinigung der „scheinbaren" Gegensätze haben konnten?

persönliche Schätzung eigener Vorfahren treugesonnenen Anhängern — denn dafür werden jawohl die, welche ein Kaiserdenkmal bezahlen, zu gelten haben — gegen ihren Willen aufzudrängen sucht. In diese Beleuchtung setzen aber diejenigen, auf deren Rat oder Vorschlag diese Dinge zurückgehen, den Geschmack des Kaisers. Daß der Geschmack des Kaisers oder denn der Stellen, die für seine Aeußerungen verantwortlich sind, in rein künstlerischer Hinsicht kein guter ist, darüber sind sowieso alle einig, die darin ein Urteil haben. Ein Geschmack für das leer Theatralische, für das große Wort.

Es ist gewiß, daß die meisten anderen Völker hier kaum Ursache haben, das Maul aufzureißen. Das moderne Italien zum Beispiel schon garnicht. So schön auch der heutige Italiener noch baut, wenn er einfach aus den Notwendigkeiten und Bedürfnissen herausbaut, im übrigen sich seinem nie fehlenden anerzogenen oder für heute vielmehr: angeborenen Stilgefühl überlassend — so leer und theatralisch baut er, sobald er schön bauen will. Denn dann überläßt er sich dem prahlerischen Ungeschmack, den die fremden Hotel- und Villenbauer ins Land einführen; der heutige Italiener ist ebenso geneigt, fremde Protzenhaftigkeit für Ueberlegenheit zu nehmen als der Deutsche. Und was es in Italien an modernen Denkmälern gibt, das kann ziemlich samt und sonders als Paradigma für den Phrasenstil gelten.

Aber hier gehen diese Dinge doch aus der eigenen Initiative des in Sachen bewußter Kunsttätigkeit eben entsetzlich heruntergekommenen Volkes hervor. Bei uns werden sie einem zum Glück ausgesprochenen Widerwillen des Volkes von oben her aufgezwängt.

Ich weiß nun wohl, daß der religiös Gesonnene hierzu geneigt ist zu sagen: „Ach, das sind ja Aeußerlichkeiten! Darüber lacht man und geht vorüber!"

Es ist aber eine eigene Sache mit solchen Aeußerlichkeiten. Das gute Beispiel ist doch zunächst auch nur eine „Aeußerlichkeit", und doch ist man allgemein davon überzeugt, daß an positiver Bedeutung für die Erziehung Nichts sich mit dem guten Beispiel vergleichen läßt. Warum wohl? Weil es die einzige sich wirklich einprägende Art ist, wie eine Gesinnung sich offenbart und dadurch fortpflanzt. Aeußerlichkeiten sind eben immer Offenbarungen von Innerlichkeiten. Die sogenannten „reinen Aeußerlichkeiten" offenbaren eben eine verlogene Innerlichkeit und wirken darin eben so mißerziehend wie sonst irgend ein „schlechtes Beispiel."

Es ist auch dafür gesorgt, daß die „Aeußerlichkeiten" sich an ihren Verächtern grimmig rächen.

Das Luthertum, das so stolz darauf war, daß es die Politik so gänzlich als eine Aeußerlichkeit aus dem Bereich des Religiösen herausgebannt hat, mußte jene allerwirksamste politische Gesinnung in seinem Schoße ausbilden, für welche die absolute Knechtsseligkeit das religiös ideale Verhalten des Bürgers ist. Während des schuf der auf die Aeußerlichkeiten überhaupt und unter ihnen auf die Politik bedachte reformierte Protestantismus die Grundlagen der modernen Staatsauffassung. Es ist eben nicht wahr, daß das Innere stärker wird, wenn man es an seiner Aeußerung hindert, oder die Quelle, wenn man sie verstopft.

Es steht ganz ähnlich mit denjenigen Aeußerlichkeiten, die man unter dem Gesichtspunkt des Aesthetischen zusammenfaßt.

Wer es verschmäht, sich so zu geben und auszudrücken, daß das Aeußere das Innere wirklich darstellt, wirklich in einer graden Weise gibt, der wird bewußt und unbewußt dem Theaterspielen und der Heuchelei verfallen, bis er eines Tages bemerken muß, daß das, was sein allerehrlichst angeschautes allertiefstes Inneres ausdrücken soll, seine „Religion" — ganz und gar Theater, Phrase, Jargon geworden ist.

Wie denn dies der Zustand ist, der mir das Wichtigste in der heutigen Krisis der religiösen Dinge zu sein scheint. Dies, daß für die Meisten Religion und Kirche fast gleichbedeutend mit Dekoration des Lebens geworden ist: eine grimmige Quittung für die Verachtung des ästhetischen Problems von seiten der Religiösen.

Im Gegensatz zu dem so sich entwickelnden Kirchlichen war es bis jetzt nun das Staatliche, das als das Gebiet der ohne Phrase zu ordnenden harten Lebensnotwendigkeiten sich darstellte.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß es ohne böse Folgen für die Volksgesundheit bleiben kann, wenn nun auch dieses Gebiet, auf dem, wie gesagt, unser Volk noch einen ausgeprägten Widerwillen gegen das Unsolide und Aufgebauschte hat, offensichtlich von Jahr zu Jahr mehr ins Theatralische hinübergleitet. Und das noch dazu in genau gleichem Maße, wie die wirkliche Bedeutung unsrer Stellung herunterkommt.

Deshalb ist und bleibt es bedauerlich, daß ein starkes und auch in seinem Selbstbewußtsein wachsendes Volk sich diese fortwährende ästhetische Mißhandlung von oben her ohne kräftigen Einspruch gefallen läßt, und daß insbesondere eine bewußte sittliche Gegenwehr von seiten der zur sittlichen Erziehung des Volkes eingesetzten Instanzen dauernd ausbleibt.

Es hängt freilich mit dem bisher Verhandelten zusammen. Denn unter der Verachtung der Aeußerlichkeiten ist man in ihrer Verkennung, in der Verständnislosigkeit für sie, in der Blindheit gegen sie und gegen ihr eigentliches Gebiet, das Aesthetische, allmählich bis zum krassen Widersinn vorgeschritten.

Das Aesthetische als das Gebiet der Darstellung innerer Zustände im Sichtbaren steht natürlich grundsätzlich unter dem Gesetz der Ehrlichkeit. Von unsern Volkserziehern wird es umgekehrt unter dem Vorurteil des „schönen Scheins", der Maskierung und jedenfalls des Gegenteils eines graden Ausdrucks angesehen. Kunst ist, was „nur so aussieht"! Die Atrappe ist ihr Paradigma. Unter solcher Mißkennung und Mißachtung ist natürlich, daß man für den Ernst auf diesem ganzen Gebiet wenig Ohr hat.

Für die ganz Harthörigen müßte man unter diesen Umständen daran erinnern, daß einige der auch sittlich allerhäßlichsten neueren Entwickelungen und Erscheinungen hiermit zusammenhängen.

Das fortwährende sehr „temperamentvolle" und leider auch sehr wirkungskräftige Hineinsprechen in alle möglichen Dinge ohne entsprechendes Verständnis für sie erzeugt bei der Unmöglichkeit, es in grader Weise abzuwehren, Methoden des literarischen Kampfes von einer Verstecktheit, Böswilligkeit und Hinterhältigkeit, die für die uns so nötige Luft zur Lauterkeit geradezu vergiftend wirken.

Wenn Niemand offen sagen und nicht einmal andeuten darf, als was er dies oder jenes empfindet, das doch unser ganzes öffentliches Leben, unser Kulturleben entscheidend beeinflußt, meint man, es bliebe darum ungesagt? Es übersetzt sich nur. Und wenn der Kampf um die Zurückdrängung des autokratischen Wesens durch den Appell an die edlen Instinkte und an das sittliche Urteil wirkungskräftig nicht geführt werden kann (wegen der darin lauernden Beleidigungsgefahr), gleitet er da nicht von selbst in den Appell an die unedlen Instinkte über?

Mir ist etwas melancholisch zu Mut geworden, indem ich diese Dinge im Zusammenhang zu verhandeln suchte, und auch indem ich bei dieser Gelegenheit an das allgemeine Schicksal des Luthertums in seiner Heimat, in seinen „an der Brust der Fürsten groß gewordenen Kirchen" dachte. Deshalb erlauben Sie mir, hier abzubrechen. J. V. Arthur Bonus

---

Glut und Erquickung

Der Sonnenball entsendet Feuerfluten:
Das weite Land durchwogt die heiße Welle;
Der Saaten Frische dörrt bei solchen Gluten,
Im tiefen Walde stockt der Trieb der Quelle.

Da! Wolken ziehn mit graulichem Gefieder,
Des Himmels Blau bedecket ihr Geschwader;
Es ist so schwül. Da fällt der Regen nieder,
Himmlischer Segen rinnt aus reicher Ader.

So, als die Seele zu verschmachten wähnte
In unnennbaren Leides heißen Gluten:
Das Aug' umwölkte sich, bis daß es tränte, —
Und neu beginnt des Lebens Quell zu fluten.

A Reuter

Weltanschauungsfragen, Monismus und Keplerbund

Neuere Literatur

2

Die ersten Hefte der Naturwissenschaftlichen Zeitfragen des Keplerbundes (Verlag G. Schloeßmann, Hamburg 1908) sind als gelungene Arbeiten zu begrüßen und verdienen weite Verbreitung. Dr. P. Gruner führt in die Welt des Unendlich Kleinen ein (32 S. 60 Pfg.); er handelt von Atomen, Molekülen, Elektronen, den Bausteinen der materiellen Welt, nicht phantastisch, sondern nüchtern, nicht ihnen Qualitäten beilegend, von denen reine Wissenschaft nichts weiß, keine seelischen Kräfte, wie z. B. Haeckel es tut, sondern er gibt eine einfache, leicht verständliche Darstellung dessen, was heute als allgemein anerkannt gilt. Dr. A. Mayer schildert die interessanten Erscheinungen der Gährung und der Fermentwirkung (38 S. 60 Pfg.) und zeigt die Berechtigung vitalistischer Theorien, oder besser Hypothesen, zugleich in der Geschichte der Gährungschemie ein interessantes Bild der Wandelbarkeit naturwissenschaftlicher Lehren gebend. Dr. R. Müller, Ueber den Bau der Knochen (26 S. 50 Pfg.), führt in ein ungemein fesselndes Gebiet ein, er zeigt die Abhängigkeit des feineren Baues der Knochen von statischen Gesetzen, die das Wort illustrieren: „es ist der Geist, der sich den Körper schafft.“ J. Riem, der Unsere Weltinsel, ihr Werden und Vergehen (88 S. 1,50 Mk.) zum Gegenstand eines Heftes gemacht hat, gibt das Material zur Beurteilung verschiedener moderner Kosmogonien, er zeigt die Unzulänglichkeit der Kant-Laplaceschen Theorie der Weltentstehung, die als Arbeitshypothese von großem Werte war und ist, die aber weit entfernt ist, eine wissenschaftlich bewiesene Tatsache zu sein.

In der Reihe Schriften des Keplerbundes, die in dem gleichen Verlage erscheinen, wie die Zeitfragen, ist eine Abhandlung von E. Dennert, dem Haeckel den Ehrentitel seines eifrigsten Gegners beigelegt hat, erschienen, betitelt: Weltbild und Weltanschauung. (84 S. 1 Mk.) In diesem Heft stellt Dennert das Grundproblem dar, das Verhältnis der Ergebnisse exakter naturwissenschaftlicher Forschung zur Weltanschauung. Er berührt darin alle Hauptprobleme der Naturforschung und ihre Stellung zum Glauben in programmatischer Weise. Mir scheint, daß Dennert in dieser Abhandlung zu größerer Klarheit über das Haupt-Problem gekommen ist, als in früheren Arbeiten. Wenn Dennert ausspricht: „Wo soll man denn nun aber Gott mit felsenfester Gewißheit finden? Nicht in der Naturbetrachtung, nicht durch intellektuelle Gründe, sondern im Gebiet der inneren Erfahrung, im eigenen persönlichen Leben, auf dem Boden des sittlichen Wollens“ — so gibt er die allein mögliche Antwort. Dazu paßt allerdings nicht die eigentümliche Nervosität, die Dennert immer dann unverkennbar befällt, wenn er auf das missing link zwischen Menschen und Affen zu sprechen kommt und mit heftigem Eifer nachweist, daß es noch nicht gefunden ist. So in dem lesenswerten Buch Die Weltanschauung des modernen Naturforschers (Stuttgart, Kielmann 1907. 347 S. 7 Mk.), worin die Weltanschauungen von Haeckel, Wallace, Verworn, George Romanes, W. Ostwald, H. Driesch und J. Reinke kritisch dargestellt werden. Ohne mit allen Ausführungen einverstanden zu sein, kann ich es zum Studium der modernen Naturphilosophen empfehlen. Um bei den tierischen Ahnen des Menschengeschlechts zu bleiben: wenn Dennert sagt „Gott regiert die Welt natürlich im Rahmen der Kausalität und der Naturgesetze. Das ist dieselbe Anschauung, für welche ich seit Jahren kämpfe“ — dann mag er ruhig zugeben, daß das missing link irgendwo existiert, wenn es auch noch nicht gefunden ist. Der Eifer, mit dem die angeblichen Funde von Zwischengliedern bestritten werden, paßt nicht recht zu dieser Behauptung. Wenn wir Gott nicht in der Naturbetrachtung finden, sondern in innerem Erlebnis, dann ist die Frage des missing link in einem Buche über Weltanschauungen eine ganz untergeordnete. Oder soll die Erschaffung des menschlichen Körpers doch noch als naturwissenschaftlicher Beweis für das Dasein Gottes dienen, das abrupte Auftreten des Menschengeschlechts einem besonderen Schöpfungsakt zugeschrieben werden? Nein, wir wollen ruhig zugeben, daß Mittelglieder zwischen dem Menschen und tierischen Ahnen irgendwo vergraben ruhen mögen, es ist das einfach eine Konsequenz der Entwicklungslehre, an deren Richtigkeit wir glauben; und die Frage, ob die Skelettreste von Kaprina oder der Pithekanthropos von Java die Bedeutung haben, die ihnen vielfach zugeschrieben wird, ist eine an sich wohl hochinteressante, aber für unsere Weltanschauung ganz untergeordnete Frage, die in einem Buch über Weltanschauung nicht mehr Wichtigkeit hat, als etwa eine Betrachtung über die bekannte Entwicklungsreihe der Wasserschnecken des Steinheimer Tertiärbeckens. Die Wirksamkeit solcher Bücher, wie des hier zitierten, bei den Monismusfreunden wird zweifellos beeinträchtigt, wenn Dennert einmal angibt, konsequenter Entwicklungstheoretiker zu sein, und ein andres Mal dem Verdacht Raum läßt, als ob ihm 1. Mose 2, 7 mehr sei, als mythische Einkleidung. Warum soll nicht, wie aus dem Säugling ein „Mensch“ wird, auch das Menschengeschlecht allmählich entstanden sein? Wenn wir uns zur Entwicklungslehre bekennen, wollen wir ruhig die letzten Schlüsse ziehen, auch bezüglich der Abstammung des Menschen. Ob man einen der Reste der sogenannten Zwischenglieder in die direkte Ahnenreihe des Menschen einordnet oder in eine Seitenlinie — das ist für die Weltanschauung vollständig gleichgültig.

So ist es auch mit der Kausalität. Erkennen wir sie an, so müssen wir sie auch ganz anerkennen und dürfen folgerichtig Gott nicht einzelne Fäden des Kausalnetzes zu gelegentlichem, besonderem Gebrauch in die Hand geben, wie Dennert es in Naturgesetz, Zufall, Vorsehung (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1906. 74 S. 1 Mk.) tut, um die Möglichkeit des Wunders*), des „Mirakels“, zu erklären. Denn seine Darstellung des Wunders und seine Beispiele laufen im Grunde darauf hinaus. Kausalität im naturphilosophischen Sinne und Wunder im biblischen Sinne sind und bleiben unvereinbare Dinge.

Dennert: Die Wahrheit über Ernst Haeckel und die Welträtsel ist in neuer, elfter Auflage als Volksausgabe erschienen. (Halle, Müller 1906. 156 S. 75 Pfg.) Das Buch enthält eine Darstellung der Kampfesweise Haeckels gegen seine Gegner, schildert die Stellung mehrerer engerer Fachgenossen gegenüber diesem Naturphilosophen und deckt einige der Fälle auf, in denen Haeckel in seinen Welträtseln wackelige Hypothesen wie Tatsachen behandelt. Besonders möge auch hier hervorgehoben werden, daß Haeckel, wie Dennert mitteilt, in einer englischen Ausgabe seiner Welträtsel die auf Ausführungen des famosen englischen „Theologen“ Saladin gegründete kritische Auseinandersetzung mit dem Neuen Testament wegen der Unzuverlässigkeit dieses Gewährsmannes abgeändert hat, während in einer später erschienenen deutschen Ausgabe der Welträtsel dieser Theologe noch unverändert als Autorität auftritt.**) Leider werden Haeckels auf den Meister eingeschworenen Jünger dies Buch Dennerts nicht lesen.

Nachdem Paulsen, Loofs, Chwolson die „Welträtsel“ vom Standpunkt des Philosophen, Theologen und Physikers beleuchtet haben, hat A. Braß in seiner Abhandlung Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit (Stuttgart, Kielmann 1906. 96 S. 1,50 Mk.) das genannte Buch vom Standpunkt des Biologen einer herben Kritik unterzogen. Er zeigt, daß Haeckel auch auf diesem seinem eigentlichen Fachgebiet

*) An dieser Stelle sei kurz auf eine feine Abhandlung „Ueber Wunder“ von Emil Lucke, Preußische Jahrbücher, April 1908, hingewiesen, worin der Verfasser den Wunderbegriff und dessen Zusammenhang mit der Gesamtanschauung analysiert. Sie gehört zweifellos zu dem Besten, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, weil das Problem hier wirklich tief gefaßt ist.

*) Ein Seitenstück hierzu: Der Generalsekretär des deutschen Monistenbundes, H. Schmidt in Jena, hat eine Volksausgabe der berühmten Geschichte des Materialismus von A. Lange herausgegeben. Einzelne Abschnitte dieser Geschichte sind gestrichen, weil „wenig von Bedeutung.“ Zufällig sind darunter Abschnitte, in denen Lange dem Christentum einige Gerechtigkeit widerfahren läßt und sich abfällig über Vernunftreligion und deren Dogmen äußert. Die bekannte Methode: Was nicht in den Kram hineinpaßt, wird unterdrückt. Der Monistenbund selbst hat übrigens mit dieser Publikation nichts zu tun.

nicht zuverlässig ist, wenn es gilt, seine Naturphilosophie zu begründen, er weist nach, mit wie sorgloser Kühnheit aus schwachen Prämissen weittragende Schlüsse gezogen werden, wie da, wo Begriffe fehlen, sich schnell ein Wort einstellt, und das Wort gleich Realität gewinnt.

Außerordentlich interessant ist A. Hansen: Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung (Gießen, Töpelmann 1907. 41 S. 1,20 Mk.), in welchem Heft der gesunde Monismus Herders mit dem oberflächlichen Monismus Haeckels verglichen und namentlich letzterer ganz von Spinoza, auf den er sich fälschlich beruft, losgelöst wird. „Offenbar spielt bei Haeckel unbewußt die Mystik der Zahl Eins eine Rolle."

J. Reinke hat in seinem Heft: Haeckels Monismus und seine Freunde (Leipzig, Barth 1907. 39 S. 50 Pfg.) die bekannte Herrenhausrede, die so viel Staub aufwirbelte, weil man dem Redner vorwarf, die Polizei gegen die Freiheit der Lehre aufgerufen zu haben, abgedruckt. Der Unbefangene kann Reinke nur zustimmen, auch in seinen ergänzenden Ausführungen, die sich mit Einzelheiten der „Welträtsel", soweit sie biologische „Tatsachen" verkünden, auseinandersetzen.

Bruno Weiß: Monismus, Monistenbund, Radikalismus und Christentum (Bremen, Gustav Winter 1907. 46 S. 1 Mk.) gibt in der der Gemeinde gewidmeten Abhandlung eine leicht verständliche, empfehlenswerte Darstellung und Kritik des radikalen Monismus vom Standpunkt der freisinnigen Theologie aus. Sehr klar wird die Inkonsequenz und innere Haltlosigkeit der Dogmatik und Ethik des Monismus auseinandergesetzt.

In G. Wobbermins Ernst Haeckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung (Leipzig, Hinrichs 1906. 30 S. 50 Pfg.) berührt die vornehme Sachlichkeit der Polemik sympathisch. Um so eindrucksvoller ist der Nachweis, daß Haeckels Meinung, die Entwicklungslehre mache jede theistische Weltanschauung unmöglich, falsch ist. Tötlich trifft Wobbermin die Weltanschauung Haeckels durch den Hinweis, daß in ihr der ethische Wille, der unser inneres Leben beherrscht und dessen Vorhandensein nicht wegspekuliert werden kann, keinen Raum hat.

Kurz sei noch empfehlend hingewiesen auf die beiden Referate der Gebrüder Haecker, Naturwissenschaft und Theologie (Tübingen, Mohr 1907. 42 S. 80 Pfg.), welche in ansprechender Weise zeigen, daß die beiden Wissenschaften, richtig verstanden, sich gegenseitig nicht beeinträchtigen. Wer sich mit diesem Problem beschäftigt, sollte an ihnen nicht vorübergehen.

A. Gräter, Stuttgart (Selbstverlag des Verfassers. 1907. 167 S. 3,50 Mk.) hat ein kleines interessantes Werk herausgegeben: Das neue Weltbild nach dem Niedergang der mechanischen Naturauffassung. Wenn auch gegenwärtig der Ersatz des mechanischen Weltbildes, das danach strebt, die Vorgänge der Natur auf mechanische Bewegungszustände zurückzuführen, durch ein elektromagnetisches Weltbild noch nicht möglich ist, wie der Verfasser es versucht, und wenn dieser auch in seinem Streben nach Konstruktion eines von einheitlichen Prinzipien beherrschten Weltbildes manchmal zu eigenartigen Spekulationen gelangt, ja, sich der Versuchung nicht entziehen kann, eine neue Art kosmologischen Beweises für das Dasein Gottes aufzustellen, so ist doch das Buch von einem gewissen Reiz, insofern es zeigt, daß viele Naturvorgänge sich nicht ganz aus der heute beliebten mechanischen Deutung der Kausalität erklären lassen, sondern daß diese manchen Erscheinungen gegenüber versagt, und daß dem elektromagnetischen Weltbilde, das zwar bisher erst in einem kleineren Kreise von Physikern Geltung zu finden beginnt, eine Zukunft blühen dürfte. Die Psychologie Gräters ist zwar interessant, baut sich aber noch zu sehr auf Spekulationen auf, als daß sie allgemeineren Beifall finden dürfte.

Hochbedeutsam wegen seiner vernichtenden Kritik einer mechanistischen Entwicklungslehre ist August Paulys Darwinismus und Lamarckismus (München, Ernst Reichardt 1905. 335 S. 7, geb. 8,50 Mk.). Das umfangreiche Werk ist das Ergebnis dreißigjähriger biologischer und psychologischer Arbeiten. Es weist nach, daß ohne Teleologie die Phylogenese nicht verständlich ist. Pauly bildet die Lamarckischen Gedanken über die Entwickelung konsequent fort und gelangt zu einer „psychophysischen Teleologie", die eine äußerst fruchtbare Arbeitshypothese zu werden verspricht.

Zum Schluß sei noch eines neuerdings erschienenen Buches gedacht, das sich zwar nicht unmittelbar mit der hier behandelten Frage des Monismus beschäftigt, aber aus der Feder eines der anziehendsten Schriftsteller aus dem Lager der Monisten herrührt: Bölsches „Schöpfungstage" (Dresden, Karl Reisner 1906. 88 S. 2, geb. 3 Mk.). Es gibt eine sehr lebensvolle Darstellung der Entwicklungsgeschichte organischen Lebens auf der Erde. Was Haeckel zu haben vorgibt, monistische Religion, das hat Bölsche. Er steht in einem Herzensverhältnis zu der unendlichen, herrlichen Natur, deren Schönheit und Erhabenheit er in anbetender Ehrfurcht gegenübersteht. Was uns von ihm trennt, ist seine Einseitigkeit; dennoch können auch wir seine Schöpfungstage mit Andachtsgefühlen lesen und dabei auch aufschauen zu dem Gott, an den wir glauben, und uns zu tiefer Bewunderung seiner Schöpfung hinführen lassen. Johannes Petersen

Verschiedenes

Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus. Dargestellt im Anschluß an ihre Kritiker von D. Philipp Kneib, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität Würzburg. 80 S. Mainz, Kirchheim & Co. 1,50 Mk.

Modernismus. Von Professor D. Karl Holl. Religionsgeschichtliche Volksbücher, Vierte Reihe, Heft 7. Tübingen, J. C. B. Mohr 1908. 48 S. 0,70, gebunden 1 Mk.

Der Nachfolger Schells auf dem Würzburger Lehrstuhle für Apologetik setzt sich in seiner Schrift mit den Aufsätzen der Internationalen Wochenschrift, insbesondere mit Meurer, Paulsen, Troeltsch, Hauck, Ehrhard, Herrmann, Eucken und Schnitzer auseinander und knüpft daran eigene Erwägungen. Die Ausführungen sind ruhig und sachlich gehalten, „das Streben nach Objektivität" wird auch „fast allen Beurteilern der Enzyklika" in jener Wochenschrift zuerkannt. Diese Ruhe und Sachlichkeit ist auf alle Fälle ein Vorzug, man wird mit Kneib fruchtbar diskutieren können, auch wo man ihm nicht zustimmt. Denn allerdings, er schreibt aus einem ganz anderen Geiste heraus wie die Verfasser jener Aufsätze. Waren sie ernste Prüfer und Kritiker, so ist Kneib Apologet, absoluter Apologet; es ist Alles an der Enzyklika angemessen, wohl begründet und vortrefflich; von jenen Kritikern rückt Kneib geflissentlich ab, so deutlich, daß fast die Grenze des Peinlichen berührt wird. Ist doch nach ihm ein abweisendes Urteil bez. des Lehrinhaltes der Enzyklika bei Katholiken ohne weiteres „nicht denkbar!" (S. 20.) Keineswegs aber, daß er nun einer Rückwärtsschraubung der katholischen Wissenschaft das Wort reden wollte als Resultat des Papsterlasses, im Gegenteil, er sucht klar zu machen, daß „durch die Enzyklika die Frage: Wissen und Glauben, Wissenschaft und Religion keine andere prinzipielle Beantwortung gefunden hat, als sie bisher schon gegeben wurde." „Es will also die Enzyklika keineswegs den Katholizismus endgültig ins Mittelalter zurückwerfen." (S. 44 f.) Ja, „die Lage ist ganz genau dieselbe vor wie nach. Kein Jota hat sich geändert." (S. 50.) Wirklich? Warum war dann die Enzyklika überhaupt nötig? Nur um vor Auswüchsen zu warnen? Aber bedurfte es dazu so schneidend scharfer Disziplinarmaßregeln? Die Sache liegt doch so: mit Syllabus und Enzyklika ist eine Waffe gegeben, die furchtbarste Wirkungen für katholische Wissenschaft, katholisches Leben, katholische Frömmigkeit haben kann, ja (die „Fälle"!) sogar schon gehabt hat. Eine solche Waffe war bisher noch nicht da, die ganze Situation ist dadurch geändert, ein neues, weit wuchtigeres Damoklesschwert hängt über katholischen Häuptern, und der Faden, an dem es hängt, ist verzweifelt dünn, schon ein Lufthauch von unten kann ihn reißen machen. Allerdings hat Kneib insofern wieder Recht — er berührt sich darin mit Mausbach — als die Waffe nicht gezückt werden muß und die deutsche katholische Forschung in den alten Bahnen (gleich Anderen betont auch Kneib, daß Schell durch die Enzyklika nicht getroffen wird) bleiben kann. Es ist möglich, daß mit der Zeit die Enzyklika praktisch ebenso zurückgeschoben wird wie der erste Syllabus und nur besonders Vorwitzigen gegenüber hervorgeholt wird. Dürfen wir die Stimmen, die von Ungefährlichkeit der Enzyklika reden und wertvolle Beiträge zu ihrer Interpretation bieten, als erste Stationen auf diesem Wege betrachten? Augenscheinlich mehren sie sich.

Interessant und schon in der Presse diskutiert ist die Mitteilung über die Würzburger theologische Fakultät S. 18: „Gerade in Würzburg wurde die schriftliche Zustimmungserklärung seitens des Bischofs zu den Lehren der Enzyklika verlangt, und soweit ich weiß, haben alle Mitglieder der theologischen Fakultät ihre Zustimmung zu dem Lehrinhalt gegeben. Wenigstens war in der betr. Aufforderung des Bischofs die Entziehung der missio canonica als Folge der Verweigerung der Zustimmung bezeichnet. Da diese bei keinem Mitglied der theologischen Fakultät eingetreten ist, so ist der Schluß berechtigt, daß alle zugestimmt haben." Da käme es darauf an, in welcher Form die Zustimmung gefordert und die Antwort gegeben wurde. In dem

Prozesse, den Professor Merkle gegen seine Verleumder in München zu führen hatte, gab Professor Kiefl die Erklärung ab: „Wir (d. h. wohl Merkle und Kiefl?) haben den Wunsch des Bischofs, die Unterschrift zu geben, abgelehnt." Vgl. Bayr. Landeszeitung Nr. 118. —

Die Hollsche Schrift ist natürlich in einem ganz anderen Geiste geschrieben, als die des katholischen Apologeten. Es redet der Historiker, der die ganze Bewegung des Modernismus und die päpstliche Gegenaktion unbefangen prüft. Mit der ihm eigenen Feinheit des Empfindens und Klarheit des Ausdruckes entrollt Holl die Entwicklungsgeschichte des Modernismus, der auf eine Umwertung des ganzen theologischen und hierarchischen Systems hinauslief. Selbst dem mit der Geschichte des Katholizismus Vertrauten wird hier viel Neues geboten. Holl beherrscht die Literatur glänzend und wählt seine Zitate vorzüglich; manches schwer Zugängliche aus der Bewegung in Frankreich, England und Italien ist herangezogen, man sollte Syllabus und Enzyklika nicht ohne diesen Kommentar lesen. Ich hebe besonders heraus die treffenden Ausführungen über den Begriff ex cathedra (S. 9 ff.), oder die Kant-Bewegung in Frankreich (S. 22 ff.), oder Tyrrell (S. 29 ff.); persönliche Eindrücke sind geschickt eingestreut. Bezüglich der Wirkung der Enzyklika meint Holl ähnlich wie Kneib, daß in Deutschland vermutlich wenig am bisherigen Zustand sich ändern wird; das scheint in der Tat einzutreten. Aber Holl knüpft daran eine Bemerkung, die, zumal sie auch anderweitig (z. B. von Baumgarten) vertreten wird, noch ein kurzes Wort erheischt. Er sagt, man suche unter dem Druck der beiden Papstdokumente „eifrig nach den Spältchen, durch die eine freie Wissenschaft noch eindringen kann." Ganz recht! Aber Holl fügt hinzu: „Merkwürdigerweise beteiligen sich auch Protestanten an dieser Suche; dazu noch mit der Begründung, daß sie eine Reform der katholischen Kirche von innen heraus fördern wollen, als ob wir eine Reform förderten, wenn wir die Kasuistik und die Charakterschwäche unterstützten." (S. 45.) Dem gegenüber frage ich: Was sollen und was können wir denn sonst tun? Sollen wir den Katholiken sagen: nun rebelliert recht kräftig gegen die Papsterlasse? Der kennt die Wucht des Unfehlbarkeitsdogmas schlecht, der sich von einem solchen Appell Erfolg verspräche! Die par Rebellen wird die Kirche ohne weiteres praktisch tot zu machen verstehen. Hier würden wir nur dem Gegner neue Triumphe geben. Sollen wir gar nichts sagen? die Dinge laufen lassen, wie sie laufen, gar etwa mit dem hämischen Hintergedanken: Geht an eurer eigenen Dummheit zu Grunde?! Das könnte nur, wer vom Katholizismus gar nichts mehr erhofft, wer christliche Kräfte in ihm nicht mehr wirksam sieht und eine heilsame Wirkung auf soundsoviele ihm abspricht. Sollen wir ihnen sagen: Kommt zu uns? Bei Holl (S. 46 f.) klingt etwas Derartiges durch, aber Holl biegt den Gedanken sehr bald um zu dem ganz andern (an sich sehr richtigen), daß auf protestantisch-kirchlichem Boden sich Manches findet, das aussieht „als wäre es direkt aus der päpstlichen Enzyklika abgeschrieben." Eine solche Aufforderung zur Konversion würde auch einem Sich-selbst-Ueberlassen des Katholizismus gleichkommen. Ja, aber was dann? Es ist doch charakteristisch, daß Holl selbst nichts Positives zu sagen weiß, vielmehr die Frage auf das Gewissen zurückschiebt: „Glauben jene Männer wirklich immer noch etwas in ihrer Kirche zu finden, was der Protestantismus ihnen nicht geben könnte, so mögen sie von uns aus ruhig ihren eigenen Weg gehen, den Gott und ihr Gewissen sie führt." Meines Erachtens ist das „Spältchen suchen" nicht ohne weiteres identisch mit Kasuistik und Charakterschwäche. Syllabus und Enzyklika sind beide wesentlich negativ, sie lassen für die positive Gestaltung der Dogmatik sehr viel Platz, ich erinnere nur daran, daß Schell durch die Papsterlasse nicht getroffen wurde. Ist es ethisch minderwertige Kasuistik, wenn nun ein Dogmatiker sorgsam Punkt für Punkt prüft, was er sagen darf, und dann sein System aufbaut? Charakterschwäche liegt aber nur dann vor, wenn gegen die eigene Ueberzeugung gehandelt oder geschrieben wird, und dabei darf man nicht vergessen, daß zur katholischen Ueberzeugung auch die unbedingte Unterwerfung unter autoritative Papsterlasse gehört. Man darf hier den Katholiken nicht an protestantischem Maßstabe messen. Es bleibt in der Tat nichts Anderes übrig, wenn man vom Katholizismus noch Etwas erwartet, als sich zu fragen: Was ist trotz aller Einschnürung noch möglich?

Walther Köhler

Vorträge und Aufsätze zum Mädchenschulwesen von J. Wychgram. Leipzig Berlin, Teubner 1907. 298 S. 3,20 Mk.

18 Reden und Abhandlungen aus den Jahren 1893—1907 mit dem Goetheschen Motto: „Man frage nicht, ob man durchaus übereinstimmt, sondern ob man in Einem Sinn verfährt," und mit der Absicht „dem entschiedenen, aber organisch an das Gewordene anknüpfenden Fortschritt der Frauenbildung zu dienen." Wenig Männern, die praktisch und theoretisch auf dem Gebiet der weiblichen Erziehung arbeiten, wird es wie Wychgram gelingen, der Frauenbewegung so gerecht zu werden, so Gutes — und dieses so gut zu sagen. G Gerok

Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau (Olive Chr. Malvery) im Lande der Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. Leipzig, Voigtländer 1907. 240 S. 2 Mk.

In Indien („indisches Fürstenblut") im Reichtum erzogen, kam diese Engländerin 20jährig allein nach London um sich musikalisch auszubilden; begann ihre soziale Laufbahn damit, als Straßensängerin die Aermsten zu erfreuen; wurde, um Erfahrungen zu sammeln, der Reihe nach Fabrikmädchen in den verschiedensten Betrieben, Gemüsehändlerin, Kellnerin, Ladenfräulein usw. und läßt uns in 32 Abschnitten an ihren wechselvollen Erlebnissen teilnehmen. Allerdings ist es für uns mehr ein Nippen und Naschen; kaum gings in eine Berufsart hinein, so stehen wir schon in der nächsten. Aber, ob wir uns für die gesundheitlichen Gräuel mancher Großbetriebe und der Hausindustrie interessieren, oder ob uns das Los der dabei beschäftigten Arbeiterinnen nahe geht — nach beiden Seiten ist viel zu lernen aus dem Buch, das 1906 englisch erschien und in über 100000 Exemplaren verbreitet wurde und dessen gute Uebersetzung mit zwei Bildern der (jetzt verheirateten) Verfasserin geschmückt ist. G Gerok

Unsre Art. Bilder vom Mecklenburger Land und Strand von Luise Algenstädt. Leipzig, Amelang 1907. 147 S. 2, geb. 3 Mk.

Von diesen sechs Erzählungen der einst durch „Frei zum Dienst" rasch bekannt gewordenen Erzählerin wollen mich die drei letzten nach Stoff und Form nicht ganz befriedigen. Die drei ersten dagegen wird man nicht ohne tiefere Erregung lesen können um ihres stofflichen Interesses und ihres tiefen sittlich religiösen Gehaltes willen. Die künstlerische Gestaltung steht der Verfasserin erst in zweiter Linie.

G Gerok

Stark wie der Tod. Zwei Novellen von Jeanne Berta Semmig. München, Beck 1908. 134 S. 2, gebunden 3 Mk.

Daß diesen beiden Erzählungen C. F. Meyer zum Vorbild diente, sieht man sofort; auch die Stoffe: Heloise, die ihren sterbenden Sohn nicht mehr hatte sehen wollen und dem Leichnam Abälards die Ruhestätte weigert, der alternde nordische Herzog, der sich eine junge Braut aus Italien verschreibt und eine Leiche aus dem Schiff tragen sieht, sind großartig genug; — doch hat die Schülerin ihren Meister in der Erzählungskunst noch nicht ganz erreicht. G Gerok

Kleine Mitteilungen. Zum Geburtstag des Großherzogs von Baden hat der Freiburger Rektor von Schulze-Gävernitz seine Festschrift dem zeitgemäßen Thema England und Deutschland gewidmet. Es ist „eine wirtschaftliche Studie" und darum gerade, was wir vornehmlich brauchen. Ich übersehe die einschlägige Literatur nicht, aber ich kann mir kaum denken, daß man das Wichtige und Notwendige über den Gegenstand anderswo so übersichtlich und einleuchtend beisammen findet wie hier. Die Universitätsschrift wird hoffentlich auch im Buchhandel erscheinen; wem sie zugänglich ist, der möge sie lesen. Ausschreiben geht nicht an, der überreiche Stoff ist schon zusammengedrängt genug, und gerade in dem mitgeteilten Detail liegt doch der unterrichtende und überzeugende Wert des Ganzen. Der Beurteilung habe ich fast überall zustimmen können, mit dem Vorbehalt andrer Betonung hier und da. Z. B. wenn Schulze-Gävernitz sagt: „Ruhig starke Liebe zum Vaterland. . die höchste irdische Bestimmung des menschlichen Willens überhaupt. Sind doch Nationen die Strahlen, in denen das göttliche Licht sich auf Erden am großartigsten auseinander faltet. Je mehr wir selbst in die Tiefe dieses Fichteschen Gedankens hineinwachsen, um so mehr werden wir nationalpolitische Zielsetzung auch bei der fremden Nation und ihren Staatsmännern anerkennen und zu ehren bereit sein" — so erkenne ich in diesem Gedanken eine ethische Konstruktion, die nicht im stande sein wird das Verhältnis der Völker und Staaten, wie sie heute faktisch vorhanden sind, heilsam zu regeln. Denn die Anerkennung jeglicher fremden Nation in ihrem ideal politischen Anspruch ist heute unmöglich; ihr diesen Anspruch voll zugestehn heißt sie unglücklich machen, denn die realen Hindernisse, die dem entgegenstehn, sind unüberwindlich. Und ebenso ist es eine Selbsttäuschung, wenn man meint, durch Steigerung des eignen Nationalgefühls in die richtige Einschätzung der fremden Nationen und Staaten hineinzuwachsen. Da müssen andere Ideen zu Hilfe kommen, die auch tatsächlich die Kraft haben, Massensuggestion auszuüben und die Gefahren einer Ueberschätzung der eignen Nation einzudämmen, und das ist vor allem die uralte christliche Idee der Humanität, einer Gemeinschaft der Menschen, der Völker, zunächst der christlichen Völker, einer Völkerfamilie. Aber diese Idee empfinden unsre heutigen Nationalisten wie einen Anschlag auf ihre heiligsten Güter, wie ein anarchistisches Attentat. Ich sage das nicht gegen Schulze-Gävernitz, mit dem ich mich ganz einig weiß in der Parole: „ruhig starke Liebe zum Vaterlande." Nur meine ich, daß man sie nicht als „die höchste irdische Bestimmung des menschlichen Willens überhaupt" proklamieren darf, sonst wird man sie durch Ueberspannung gefährden. Das Ideal, innerhalb dessen ihre Ruhe, Reinheit und Echtheit allein verbürgt ist, liegt höher. Und vor diesem höheren Ideal müssen die deutschen wie die britischen Jingos, die Anglophoben hüben wie die Teutophoben drüben sich beugen lernen. Es wird Zeit, daß sie es lernen; sonst geraten wir aus lauter gegenseitiger Furcht wirklich noch in einen Krieg, und das wäre ein Unglück von furchtbarer Lächerlichkeit.

Ueber unsre Friedensfahrt nach England hat vom alldeutschen Standpunkte geschrieben Superintendent Klingemann in Essen in Nr. 27 der Alldeutschen Blätter; in Heft 7 seiner Evangelischen Freiheit hat Baumgarten insbesondre für das gegenseitige kirchliche Verständnis und Verhältnis aus seinen Beobachtungen beachtenswerte Schlüsse gezogen; endlich von Bornemann ist eine Broschüre unterwegs: „Die Friedensfahrt deutscher Kirchenmänner nach England. Skizzen zum Andenken und zum Nachdenken (bei Töpelmann in Gießen).

Einen Nachtrag bin ich dem leider so viel nachgedruckten Schlusse meines Reiseberichts schuldig. (Nr. 26 Sp. 633, vgl. 28 Sp. 693.) Ich habe dort, nicht auf Grund ernster Studien, sondern auf Grund geführter Gespräche, gesagt: „Von der Versicherungsgesetzgebung, die bei uns unaufhaltsam ihre segensreiche Wirkung tut, hat man drüben noch nicht die grundlegenden Anfänge." Das war

mißverständlich und in dieser apodiktischen Form falsch. Eine Freundin in England hat mich davon überzeugt, und unser Marburger Nationalökonom Professor W. Troeltsch war so freundlich, die Belehrung zu vollenden. Darnach liegt die Sache so. Seit Jahrzehnten besteht in Großbritannien eine allmählich, zuletzt 1906 (mit Wirkung vom 1. Juli d. J. ab) verschärfte Haftpflichtgesetzgebung, etwa ähnlich der unsern vor 1884. Diese Workmens Compensation Act verpflichtet freilich nur die Unternehmer zu einer Entschädigung bei Unfällen, ohne sie zu einer Versicherung gegen diese Haftung zu zwingen oder gar für diesen Zweck eine staatliche Versicherungs-Organisation zu schaffen. Wie sich der Unternehmer deckt und ob er sich deckt, bleibt ihm überlassen; versäumt er es, so kann der Entschädigungsberechtigte leicht darüber zu Schaden kommen. Dieser Mangel wird auch nicht dadurch gehoben, daß die Employers Liability Act von 1906 die Haftung noch weiter ausdehnt und zu Gunsten der Angestellten gegen Einwände und Schliche der Unternehmer zu schützen sucht. Aber einen Vorsprung hat das englische Haftpflichtgesetz vor dem deutschen Unfallversicherungsgesetz darin, daß jenes für Arbeiter und Angestellte bis 250 Lstr. Lohn oder Gehalt gilt, während bei uns die obere Grenze 3000 Mark beträgt. — Eine Krankenversicherung nach deutschem Muster mit Beitragspflicht gibt es in Großbritannien nicht. Der Arbeiter muß für sich selbst sorgen, er tritt etwa den Friendly Societies bei, die aber doch nur 6 bis 7 Millionen Arbeiter und andere Personen umfassen (gegen 12 Millionen bei uns); gerade die bedürftigsten pflegen sich nicht zu versichern. Und das ist gerade, was mir als die Pointe jener Gespräche im Sinne blieb: der Staat verzichtet darauf, der Indolenz der niederen Arbeiterschicht mit seiner Zwangsgewalt zu Hilfe zu kommen. Die Folge ist, daß von der emporsteigenden Klasse der „besseren“ Arbeiter, die auch von den Unternehmern gern Beihilfe erfahren, durch eine gar zu große Kluft die Masse der geringeren getrennt ist, deren Verwahrlosung und Hoffnungslosigkeit auch dem flüchtigen Reisenden so auffällt. — Zum ersten Mal ist die britische Gesetzgebung jetzt eben dem deutschen Vorgange gefolgt mit einer allerdings sehr mageren Altersversicherung: die Old Age Pensions Act ist ein Teil des Budgets von 1908/9. Dadurch wird siebenzigjährigen Personen mit weniger als 10 Schilling Wocheneinkommen eine staatliche Rente von wöchentlich 5 Schilling in Aussicht gestellt. Aber auch hier keine Versicherungsorganisation, sondern der Staat wird einfach das jährliche oder wöchentliche Bedürfnis aus seinem Säckel bestreiten, je nachdem und wo es auftritt. Weder Arbeitgeber noch Arbeiter tragen zu dieser Leistung bei. Der Staat garantiert den armen ältesten Leuten eine minimale Existenz. Alles in Allem also ist der Mangel an meinem anfechtbaren Satz, daß er sich nicht darauf beschränkte, das Versagen der staatlichen Initiative zu kennzeichnen, das eben in den beobachteten offenkundigen Notständen zu Tage kommt. Im übrigen mag das britische vereinigte Königreich seine eigene Methoden verfolgen; wir freuen uns, daß sich die unsren in diesem Falle bewährt haben.

Die „Kollekte“, das gemeinsame Dankopfer am Schluß des pananglikanischen Kongresses betrug nicht, wie wir einer deutschen Zeitung entnommen hatten, 1300000 Mark, sondern 6916160 Mk. Die Summe soll enttäuscht haben, die Gemeinden aus den Kolonien waren weniger gebefreudig als man erwartet hatte.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Plauen. Donnerstag 27. August 8 Uhr im Plauener Hof: Der alte und der neue Protestantismus. D. Sulze-Dresden.

Eisenach 1908

[Vorläufige Tagesordnung]

Vorversammlung Dienstag den 6. Oktober abends 6 Uhr: **Die Theologie der Christlichen Welt in Laienbeurteilung.** Referent ein „Laie“.

Mittwoch den 7. vormittags 9 Uhr: Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Mittwoch den 7. nachmittags 5 1/2 Uhr: Pastor Lic. Schneemelcher über **das Christentum als Prinzip in der modernen Arbeiterbewegung.**

Donnerstag den 8. vormittags 9 1/2 Uhr: Professor D. Wobbermin über **Monismus und Monotheismus.**

Helfer und Freunde der Jugendarbeit

Herbstversammlung 6. Oktober um 4 Uhr in **Eisenach:** „Die Seelsorge an den Jugendlichen zwischen 14—18 Jahren.“

Referent Unitätsdirektor Bauer in Berthelsdorf.

Versammlungskalender

7.—10. September Deutscher Pfarrertag Dortmund
14.—17. „ Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Cassel
15.—18. „ Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Oxford
20.26. „ Theologische Woche Bethel
22.—24. „ Gustav-Adolf-Verein Straßburg
23.—26. „ Internationaler Kongreß für Moralpädagogik London
29. Sept. — 1. Okt. Allgem. Evang. Protestantischer Missionsverein Breslau
4.— 7. Oktober Evangelischer Bund Braunschweig
6.—16. „ Apologetischer Instruktionskursus des Zentralausschusses Berlin
6.—8. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
11. 12. „ Deutsch-evangelische Sittlichkeitsvereine Frankfurt a. M.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 29. Eisenacher Kirchenkonferenz — Evangelisch-sozialer Kongreß. Zweite Hälfte — Verschiedenes

Nr. 30. Die römische Kurie — Vom österreichischen Kulturkampf — Die Religion im 32. ordentlichen Landtag des Königreichs Sachsen. Erstes Stück — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker Berlin

Nr. 30. Worte, die ihre Zeit überdauern — Die praktische Anwendung der evangelischen Grundsätze für die Pfarrstellenbesetzung — Martin Luther als deutscher Klassiker — Aus Preußen: „Positive Union“; Die Zeit der Konferenzen; Zur Besetzung der theologischen Lehrstühle — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Baden — Mancherlei

Jesus im Urteil der Jahrhunderte
Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur u. Kunst bis zur Gegenwart :: :: :: :: :: :: Von **Lic. theol. G. Pfannmüller**
584 Seiten mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen. In Leinwand gebunden 5 Mark.
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Dresden Pension Simla Joh. Georgenallee 35. Familienpension I. Ranges. Herrliche Lage. Nahe der Kunstausstellung.

Probenummern der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Stud. theol. findet angenehmen **Ferienaufenthalt** zur Erholung in einem schön gelegenen Pfarrhaus auf dem Lande gegen entsprechende Vergütung. Gelegenheit zum Predigen. Angebote unter **E. L.** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Evangelische Pfarrersfamilie in **Lausanne** (französ. Schweiz) nimmt junge **Töchter in Pension.** — Adresse: Herr Pfarrer **Thélin.**

Soeben sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Verhandlungen des 19. Evangelisch-sozialen Kongresses
abgeh. unter **Ad. Harnack's** Leitung in Dessau vom 9.—11. Juni 1908. Preis 2 Mk.

Inhalt: Prof. D. **Ad. Deißmann:** Das Urchristentum und die unteren Schichten. — Prof. Dr. **E. Francke:** Die gemeinnützige Rechtsauskunft. — Schulrat Prof. Dr. **J. Wychgram:** Die soziale Bedeutung der Mädchenschulreform. — Debattereden von **Fr. Naumann, von Soden, Harnack, Rein, Delbrück u. A.**

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Ausschreibung

In nächster Zeit ist die Stelle eines **Personalvikars** mit dem Sitz in **Neustadt a. T.** neu zu besetzen.

Gehalt für Ledige 2400 K, für Verheiratete 2800 K. Durch Religionsunterricht kleine Nebeneinkünfte. Bewerber wollen sich wenden an das **Evang. Pfarramt oder Presbyterium A. B. in Friedland i. Böhmen.**

An der **evangelisch-reformierten Gemeinde zu Leipzig** ist eine **Predigerstelle** durch Gemeindewahl zu besetzen. Bewerber wollen ihre Gesuche mit Zeugnissen und kurzem Lebenslaufe bis zum 15. September d. J. an den unterzeichneten Schriftführer einsenden, der auch etwa gewünschte Auskunft erteilen wird.

Leipzig, den 6. Juli 1908

Das Konsistorium der evangelisch-reformierten Gemeinde:

D. Mehlhorn, z. Z. Vorsitzender

Prof. Dr. Weinmeister, Schriftführer (Alexanderstraße 32 I.)

Lichtbilder: Luthers Leben

Soweit der hierfür bestimmte Vorrat reicht, gebe ich Lichtbilder **„Luthers Leben mit Text von G. Buchwald“,** 60 teils kolorierte Bilder (künstlerische Darstellungen nach König u. A.; authentische Porträts nach Dürer, van Dyck, Kranach; Abb. der wichtigsten Lutherstätten) käuflich zu wesentlich ermäßigtem Preise ab. Offerte auf Verlangen. Der Vorzugspreis erlischt am 20. Aug. d. J.

Theodor Benzinger, Stuttgart, Augustenstraße 15

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bietet **ernst gesinnten evangelischen Frauen und Mädchen** mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren **unentgeltliche Ausbildung** (incl. Wohnung und Beköstigung) zur **selbständigen Berufsstellung als Diakonieschwesternin** der evangelisch-kirchlichen Gemeinde- und sozialen Wohlfahrtspflege.

Zweijähriger Kursus. (1 Jahr Ausbildung im Volkspflegeseminar in Dieringhausen, 1 Jahr Ausbildung in der Krankenpflege.)

Eintritt kann **ev. sofort** erfolgen.

Desgl. bildet der Rhein.-Westf. Diakonieverein **ernst gesinnte evangelische strebsame junge Männer** mit guter Volksschulbildung im Alter von 18—25 Jahren **unentgeltlich** (unter Gewährung von freier Wohnung und Beköstigung) **zu Gemeindehelfern,** Jugendhelfern, Erziehungsgehülfen etc. aus.

Dreijähriger Kursus in der Diakonenschule (Waisenheim) zu Wolf a. d. Mosel. Eintritt erfolgt ev. am 1. Oktober cr.

Anfragen und **Anmeldungen** sind portofrei unter Beifügung des Rückportos an den Vorsitzenden des Vereins, **Pfarrer Heim in Lennep** (Bez. Düsseldorf) zu richten.

Land-Erziehungs-Institut „Heimgarten“

Jugenheim a. d. Bergstraße

Ersatz des Elternhauses für Mädchen, vom zartesten Alter an. Staatlich konzessionierte Privatschule. Beschränkte Anzahl Zöglinge. **Individuelle Erziehung und Pflege.** Pensionspreis von 500—950 Mk. Vorsteherinnen **Elisabet Griecke, Käte Bomborn.**

Vorzügliche Referenzen.

Wärmekultur. Erholungsheim Anker im Ostseebade Henkenhagen bei Kolberg wird nach den Grundsätzen der Wärmekultur geleitet (Siehe die Schrift von **Dr. W. Winsch: Ueber Wärmekultur,** ein Fortschritt in Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen).

Prospekte durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Der Anblick

unserer neuesten Fahrräder

ist für jeden Laien und Kenner

ein Hochgenuss.

Alles was zu einem Rade gebraucht und zu einer Radtour benutzt wird, enthält unser vornehm ausgestatteter Katalog, der Jedermann auf Verlangen zugesandt wird.

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 178.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neuigkeiten:

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von **Hermann Gunkel** und **Otto Scheel** herausgegeben von **Friedrich Michael Schiele.**

Probelieferung. **Erster und zweiter Abdruck.** Unberechnet.

Die theologischen und philosophischen Neuigkeiten meines Verlags werden den Interessenten auf Wunsch regelmäßig durch Rundschreiben angezeigt.

Um Adressenangabe ersucht der Verlag.

George Fox. Aufzeichnungen und Briefe des ersten Quäkers. In Auswahl übersetzt von Marg. Stähelin. Mit einer Einführung von Prof. D. Paul Wernle. 8. 1908. Mk. 5.—. Gebunden Mk. 6.40.

Homiletik und Katechetik. Von † D. **Johannes Gottschick,** Professor der Theologie in Tübingen. Herausgegeben von Stadtpfarrer R. Geiges in Heilbronn. Groß 8. 1908. Mk. 5.—. Geb. Mk. 6.20.

Praktische Auslegung des Neuen Testaments. In 2 Halbbänden. **Matthäus.** (Aus dem 1. Halbband.) **An die Korinther** I. (Aus dem 2. Halbband.) Von Lic. **F. Niebergall,** Professor in Heidelberg. **(Handbuch zum Neuen Testament. 8. Lfg.:** Band V, 1 Kap. 9—10 und V, 2 Kap. 4—5.) Lex. 8. 1908. Mk. 1.20. Bei Subskription auf das **ganze Handbuch** Mk. 1.08.

Schabbath. **Der Mischnatractat „Sabbat“** ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen von Dr. **Georg Beer,** a. o. Professor der Theologie in Straßburg i. E. **(Ausgewählte Mischnatractate,** hrsgeg. v. **P. Fiebig. Heft 5.)** 8. 1908. Mk. 3,20. Bei Subskription auf die ganze Sammlung Mk. 3—.

Umrisse zur Psychologie des Denkens. Von **Benno Erdmann.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Groß 8. 1908. Mk. 2.—.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 322 275 550 M. Vermögensbestand 113 718 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1907: 3 449 494 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. Miete. **Prachtkatalog M 6 gratis.** Größter Umsatz. **Allergünstigste Bezugsquelle. Firma** 1851 **gegr.**

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg